

TARAN MATHARU



DIE DÄMONEN AKADEMIE

DIE SAGA IN EINEM BAND

HEYNE <

Leseprobe

Taran Matharu

Die Dämonenakademie

Die Saga in einem Band

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 1120

Erscheinungstermin: 12. August 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

TARAN MATHARU

DIE
DÄMONEN
AKADEMIE

Das Buch

Seit er sich erinnern kann, lebt der Waisenjunge Fletcher in einem kleinen Dörfchen weit im Norden von Hominum, fast an der Grenze zum Elfenland. Obwohl der gutmütige Schmied Berdon ihn wie seinen eigenen Sohn aufgezogen hat, ist Fletcher immer ein Außenseiter geblieben. Eines Tages bekommt er von einem Gaukler ein Buch über Dämonenbeschwörungen geschenkt, und obwohl er eigentlich nicht an diesen Unsinn glaubt, schleicht er sich in der Nacht auf den kleinen Dorffriedhof und rezitiert eine der Beschwörungsformeln. Kaum hat er die letzte Silbe gesprochen, erscheint wie aus dem Nichts ein kleiner, Feuer spuckender Dämon namens Ignatius! Als Fletcher kurz darauf eines Verbrechens angeklagt wird, das er nicht begangen hat, müssen er und Ignatius fliehen. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg zu einer geheimnisvollen Akademie, auf der Fletcher zum Dämonenkrieger ausgebildet werden soll, denn Orks drohen, die Welt der Menschen zu überfallen, und einzig die Dämonenkrieger können sie aufhalten. Für Fletcher ist es der Beginn eines atemberaubenden und lebensgefährlichen Abenteuers ...

Der Autor

Taran Matharu wurde 1990 in London geboren und entdeckte schon früh seine Leidenschaft für Geschichten. Nach seinem BWL-Studium und einem Praktikum bei Random House UK schrieb er 2013 seinen ersten Roman *Die Dämonenakademie*, der auf der Leserplattform Wattpad innerhalb kürzester Zeit zum Publikumsliebbling avancierte. Seither widmet sich Taran Matharu ganz dem Schreiben. Der Autor lebt und arbeitet in London.

TARAN MATHARU

DIE
DÄMONEN
AKADEMIE
DIE SAGA IN EINEM BAND

Aus dem Englischen übersetzt
von Michael Pfungstl

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgaben:
THE SUMMONER
THE INQUISITION
THE BATTLEMAGNE

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Redaktion: Joern Rauser

Copyright © 2015, 2016, 2017 by Taran Matharu

Copyright © 2019 dieser Ausgabe und der Übersetzungen

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München

Umschlagillustration und Karte: Małgorzata Gruszka

Illustrationen Dämonenlexikon: David North

Satz: Uhl + Massopust GmbH, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-453-32020-8

www.heyne.de

Band 1

Der Erwählte

1

JETZT ODER NIE. Falls Fletcher danebenschoss, musste er hungrig ins Bett. Es dämmerte schon, und er war spät dran. Wenn er es nicht rechtzeitig zurück zum Dorf schaffte, wäre das Tor bereits verschlossen, und dann müsste er entweder die Wachen mit Geld bestechen, das er nicht hatte, oder im Wald schlafen.

Gerade hatte sich der Elch an einer mächtigen Kiefer den Flaum vom Geweih geschabt. An der Größe und Statur sah Fletcher, dass es sich um ein Jungtier handelte – ein prachtvolles Exemplar mit glänzenden, klugen Augen, das dieses Jahr sein erstes Geweih trug. Fletcher schämte sich beinahe, einem so schönen Geschöpf nachzustellen. Das hielt ihn allerdings nicht davon ab, sich schon jetzt auszumalen, wie viel er dafür bekäme. Das dicke Fell würde bei den Händlern einen guten Preis einbringen, vor allem jetzt im Winter. Bestimmt fünf Schilling oder noch mehr. Das Geweih war in hervorragendem Zustand, wenn auch ein wenig klein. Vier Schilling, wenn er Glück hatte. Am meisten hatte er es jedoch auf das rote, saftige Fleisch abgesehen. Fletcher konnte beinahe hören, wie das Fett zischend ins Kochfeuer tropfte.

Dichter Nebel hing in der Luft, der sich wie Tau auf seiner Kleidung niederschlug. Im Wald war es ungewöhnlich still. Normalerweise fuhr der Wind raschelnd durch die Äste und übertönte jedes Geräusch, das er beim Pirschen machte, im Augenblick aber traute sich Fletcher kaum zu atmen. Er nahm seinen Bogen von der Schulter und legte einen Pfeil auf die Sehne. Es war sein bester, der Schaft schön gerade, mit einer Befiederung aus echten Gänsefedern, nicht dem billigen

Truthahnzeug, das es auf dem Markt zu kaufen gab. Er nahm einen flachen Atemzug und spannte die Sehne. Sie fühlte sich glitschig an. Fletcher hatte sie mit Gänsefett eingeschmiert, um sie vor der feuchten Luft zu schützen.

Er spähte am Schaft entlang und richtete die Spitze auf den Elch aus. Fletcher kauerte etwa zehn Schritt entfernt im hohen Gras, es war ein schwieriger Schuss, aber bei Windstille würde zumindest keine Böden Pfeil aus der Bahn wehen.

Er ließ vollkommene Ruhe in Körper und Geist einkehren, wie er es durch mühselige Erfahrung gelernt hatte, atmete dann aus und ließ los. Fletcher hörte das Schwirren der Sehne und schließlich das dumpfe Klatschen, mit dem der Pfeil einschlug.

Es war ein großartiger Schuss, genau in die Brust. Die Spitze drang durch die Lunge und mitten ins Herz. Der Elch brach zusammen und wühlte in seinen Todeszuckungen den Waldboden ringsum auf.

Fletcher spurtete los und zog noch im Laufen sein Häutemesser aus der Oberschenkelscheide, aber das Tier war bereits tot, bevor er es erreichte. Ein schneller, sauberer Tod, wie Berdon gesagt hätte. Aber Töten war nie sauber. Das schaumige Blut, das aus dem Maul des Elchs quoll, zeigte es in aller Deutlichkeit.

Vorsichtig zog Fletcher den Pfeil heraus. Der Schaft war noch heil, nicht einmal die Spitze aus Feuerstein war an den Rippen des Tiers gesplittert. Fletcher war zwar ein guter Pfeilmacher, aber die Zeit, die es ihn jedes Mal kostete, ärgerte ihn. Viel lieber arbeitete er in Berdons Schmiede und schlug mit dem Hammer ein glühendes Eisen in Form. Vielleicht mochte er einfach die Hitze dort und den befriedigenden Schmerz in den Muskeln nach einem Tag harter, ehrlicher Arbeit. Oder es lag an dem Geld, das Berdon ihm bezahlte. Die schweren Münzen fühlten sich in Fletchers Taschen gut an.

Der junge Elch war schwer, aber bis zum Dorf war es nicht weit. Das Geweih bot sich als praktischer Griff an, und der Kadaver ließ sich ohne allzu große Mühe über das feuchte Gras ziehen. Das einzige Problem waren jetzt noch die Wölfe und Wildkatzen. Immer wieder kam es vor, dass sie einen Jäger auf dem Heimweg um seine Mahlzeit brachten, manchmal sogar um sein Leben.

Fletchers Jagdgründe lagen auf den Hängen der Bärenzahnberge. Der Name rührte von den zwei charakteristischen spitzen Gipfeln her, die wie Reißzähne aussahen. Das Dorf lag in dem Joch genau dazwischen, den einzigen Zugang bot eine steile Schotterstraße, die vom Tor aus gut einzusehen war. Die gesamte Siedlung wurde von einer hohen, hölzernen Palisade umfasst, aus der in regelmäßigen Abständen Wachtürme ragten, aber Überfälle waren selten. Während der fünfzehn Jahre, die Fletcher nun schon auf der Welt war, hatte es nur einen einzigen gegeben. Glücklicherweise hatte es sich damals lediglich um eine kleine Bande Banditen gehandelt, nicht um einen Überfall der Orks, die sich so hoch im Norden und weit entfernt vom Dschungel nur selten blicken ließen. Dennoch nahm der Rat die Bewachung des Dorfes sehr ernst, und wer nach der neunten Glocke am Tor auftauchte, bekam ernsthafte Schwierigkeiten, wenn er noch eingelassen werden wollte.

Fletcher stapfte durch das dichte Gras neben der Straße und schleifte den Elch hinter sich her. Auf keinen Fall wollte er das wertvolle Fell beschädigen. Pelze und Tierhäute gehörten zu den wenigen Handelsgütern, die sein Dorf zu bieten hatte. Sie hatten ihm auch seinen Namen gegeben: Pelz.

Der Weg bergauf war steil und mühsam, vor allem bei hereinbrechender Dunkelheit. Die Sonne war bereits hinter einem Kamm verschwunden, und Fletcher wusste, dass die Glocke jeden Augenblick läuten würde. Er biss die Zähne zusammen und beschleunigte seinen Schritt, rutschte prompt aus und schlug sich das Knie auf. Dann fluchte er laut, erst recht, als er das Tor sah: Es war geschlossen. Die Nachtwache hatte bereits ihre Laternen entzündet. Offensichtlich hatten die nichtsnutzigen Büttel früher Schluss gemacht und waren schon auf dem Weg in die Taverne.

»Ihr faulen Hunde, die neunte Glocke hat noch nicht mal geläutet«, rief Fletcher und ließ das Elchgeweih los. »Lasst mich rein! Ich werde nicht hier draußen übernachten, nur weil ihr es nicht erwarten könnt, euch um den Verstand zu saufen!« Er trat mit dem Stiefel gegen das Tor.

»Schon gut, Fletcher, immer mit der Ruhe. Hier drinnen gibt es

brave Bürger, die jetzt gern schlafen würden«, ertönte eine Stimme von oben. Das war Didric. Mit einem hinterhältigen Grinsen auf dem rundlichen Gesicht lehnte er sich über die Brüstung.

Fletcher zuckte zusammen. Ausgerechnet Didric Cavell, der Schlimmste von allen, musste heute Nachtwache haben. Er war fünfzehn, also genauso alt wie Fletcher, führte sich aber auf wie ein Erwachsener. Fletcher mochte ihn nicht. Didric war ein Fiesling und immer auf der Suche nach der nächsten Gelegenheit, seine Macht auszuspielen.

»Ich habe die Tagwache heute früher nach Hause geschickt. Ich nehme meine Pflichten nämlich sehr ernst, musst du wissen. Morgen kommen die Händler, da kann man nicht vorsichtig genug sein. Man weiß nie, was für Gesindel da draußen herumschleicht.« Didric amüsierte sich königlich über die kleine Spitze.

»Lass mich rein, Didric. Wir wissen beide, dass die Tore bis zur neunten Glocke geöffnet bleiben müssen«, erwiderte Fletcher. Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da ertönte sie auch schon, so laut, dass sie im ganzen Tal unterhalb widerhallte.

Didric hielt sich eine Hand ans Ohr. »Was sagst du? Ich kann dich nicht hören!«

»Ich habe gesagt, du sollst mich reinlassen, du Idiot. Was du tust, ist gegen das Gesetz! Wenn du nicht sofort öffnest, werde ich es dem Rat sagen müssen!« Wütend funkelte er den blassen Nichtsnutz oben auf der Palisade an.

»Ja, das wäre dein gutes Recht. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden wir allerdings beide bestraft werden, und was hätten wir dann davon? Warum treffen wir nicht eine Abmachung: Du gibst mir den Elch, und ich bewahre dich davor, die Nacht draußen im Wald verbringen zu müssen.«

»Du kannst dir deine Abmachung sonst wohin schieben!«, schrie Fletcher. Eine so unverfrorene Erpressung hätte er nicht einmal Didric zugetraut.

»Komm schon, Fletcher, sei vernünftig. Jetzt im Winter wird nicht mal dein Lagerfeuer die Wölfe und Wildkatzen abhalten. Wenn sie kommen, kannst du entweder die Beine in die Hand nehmen oder dich ihnen als Appetithäppchen zum Fraß vorwerfen. Und selbst wenn

du überleben solltest, morgen früh wirst du so oder so mit leeren Händen durch dieses Tor gehen. Lass mich dir doch helfen.« Seine Stimme klang beinahe freundlich, als tue er Fletcher einen Gefallen.

Dessen Gesicht brannte vor Zorn. So etwas hatte er nie zuvor erlebt. Ungerechtigkeiten waren im Dorf an der Tagesordnung, und Fletcher hatte längst hingenommen, dass er in einer Welt, die in Reich und Arm unterteilt war, auf jeden Fall zur zweiten Gruppe gehörte. Aber was der Sohn eines der reichsten Männer in ganz Pelz da gerade versuchte, war glatter Diebstahl. »Du hältst dich wohl für besonders schlau?«, knurrte er wütend.

»Von uns beiden halte ich nun mal das bessere Blatt in Händen und tue nur, was die Vernunft mir gebietet.« Das ganze Dorf wusste, dass Didric Sprechunterricht bekam, damit er sich möglichst geschwollen ausdrücken konnte. Sein Vater hoffte, Didrics Chancen auf einen Posten als Richter in einer der größeren Städte Hominums auf diese Weise zu verbessern.

»Aber eins hast du dabei vergessen«, murrte Fletcher. »Bevor ich dir meinen Elch überlasse, schlafe ich lieber draußen im Wald.«

Didric lachte. »Ha, das wollen wir doch mal sehen! Ich hab noch die ganze Nacht Zeit. Wird bestimmt unterhaltsam, dir dabei zuzusehen, wie du versuchst, dir die Wölfe vom Leib zu halten.«

Fletcher wusste, dass er Didric nur einen Gefallen tat, wenn er sich auch noch ärgerte. Also schluckte er seine Wut hinunter und versuchte es ein weiteres Mal. »Du bekommst den Elch nicht. Das Fell allein ist fünf Schilling wert, das Fleisch bringt noch mal drei ein. Jetzt lass mich rein, und wir vergessen das Ganze. Ich werde dich auch nicht anzeigen«, schlug er vor, obwohl er innerlich immer noch kochte.

»Sieh es doch mal so: In Anbetracht der Situation kann ich dich gar nicht reinlassen, ohne dass dabei für mich was rausspringt. Aber da ich heute meinen großzügigen Tag habe, werde ich mich mit dem Geweih zufriedengeben. Dann bekommen wir beide, was wir wollen, und können uns endlich Gute Nacht sagen.«

Didrics Dreistigkeit war nicht zu fassen. Fletcher rang einen Moment lang mit sich selbst, gab aber schließlich doch nach. Die vier Schilling, die er verlor, wenn er das Geweih hergab, waren eine Nacht

in seinem sicheren warmen Bett durchaus wert. Auch wenn es für Didric nur ein Taschengeld sein mochte. Mit einem Seufzer zog er sein Häutemesser heraus. Es war zwar äußerst scharf, aber zum Absägen des Geweihs nun mal nicht geeignet. Das prächtige Tier so zu verstümmeln war eine Schande, doch Fletcher blieb wohl nichts anderes übrig, als dem Elch den Kopf abzuschneiden.

Kurz darauf hatte er, wenn auch mit einiger Mühe, den Hals samt Wirbelsäule durchtrennt. Zu spät sah Fletcher, dass das Blut aus der frischen Wunde seine Mokassins vollgetropft hatte. Er verzog das Gesicht und hielt den Kopf mit dem prächtigen Geweih hoch. »Siehst du? Jetzt komm und hol ihn dir«, rief er zu Didric hinauf und schwenkte die grausige Trophäe.

»Ich glaube kaum, dass du ihn freiwillig rausrücken wirst, wenn du erst mal drinnen bist. Wirf ihn mir zu, jetzt!«, erwiderte Didric.

»Was?« Fletcher blinzelte ungläubig.

»Wirf ihn herauf, oder unsere Abmachung ist null und nichtig. Ich will dir das Geweih nicht mit Gewalt abnehmen müssen und mir dabei die schöne Uniform versauen.«

Fletcher stöhnte und holte aus. Als er warf, spritzte weiteres Blut aus dem durchtrennten Hals, und zwar geradewegs auf seine Tunika. Der Elchkopf segelte über Didric hinweg und landete mit einem Klatschen in seinem Rücken.

Didric machte keinerlei Anstalten, sich danach zu bücken. »War mir ein Vergnügen, mit dir Geschäfte zu machen, Fletcher. Wir sehen uns dann morgen. Und viel Spaß im Wald!«, rief er gut gelaunt.

»Warte!«, schrie Fletcher zurück. »Was ist mit unserer Abmachung?«

»Die ist vollauf erfüllt. Du hast doch vorhin selbst behauptet, du würdest lieber draußen im Wald übernachten, als mir den Elch zu überlassen. Bitte schön. Du hast, was du wolltest, und ich habe, was ich wollte. Wir können uns endlich Gute Nacht sagen. In Zukunft solltest du besser auf den genauen Wortlaut einer Vereinbarung achten, Fletcher. Es ist das Erste, was man an der Richterschule lernt.« Didric machte Anstalten zu gehen.

»Das war überhaupt nicht die Abmachung! Lass mich rein, du fieser Wurm!« Fletcher trat erneut gegen das Tor.

»Tut mir leid, keine Zeit. Im Gegensatz zu dir erwartet mich nämlich ein schönes, warmes Bett«, erklärte Didric lachend und drehte sich weg.

»Du hast Nachtwache, du kannst jetzt nicht nach Hause!«, brüllte Fletcher. Wenn der Kerl tatsächlich seinen Posten verließ, würde er es ihm heimzahlen und ihn anzeigen. Eigentlich war er keine Petze, aber für Didric würde er eine Ausnahme machen.

»Aber nein, ich hab gar keinen Wachdienst«, ertönte Didrics Stimme von der Treppe, die auf der anderen Seite der Palisade hinunterführte. »Habe ich auch nie behauptet. Ich hab Jakov lediglich angeboten, seinen Posten zu übernehmen, während er seine Blase erleichtert. Er müsste gleich zurück sein.«

Fletcher ballte die Fäuste. Das Ausmaß von Didrics Niedertracht war nicht zu fassen. Sein Blick wanderte von dem geköpften Elch zu seinen besudelten Mokassins, während sein Gesicht feuerrot anlief, und während ihm die Galle hochstieg, hatte er nur einen einzigen Gedanken: Die Sache würde ein Nachspiel haben, und was für eins!

2

»**RAUS AUS DEN FEDERN, FLETCHER.** Heute ist der Tag im Jahr, an dem du mal nicht verschlafen darfst. Ich kann mich nicht um den Stand kümmern und gleichzeitig die Zugpferde beschlagen.«

Fletcher öffnete die Augen, sah Berdons rötliches Gesicht im Türrahmen und zog sich stöhnend die Feldecke über den Kopf. Es war eine lange Nacht gewesen – gestern. Jakov hatte ihn eine Stunde lang vor dem Tor warten lassen und dann nur unter der Bedingung ins Dorf gelassen, dass er ihm beim nächsten Mal in der Taverne ein Bier ausgab. Und dann hatte Fletcher noch den Elch häuten, das Fleisch in Streifen schneiden und sie zum Räuchern in den Kamin hängen müssen, bevor er sich endlich hinlegen konnte.

Fletcher hatte sich nur ein einziges saftiges Stück gegönnt und es halb roh verschlungen, weil er nicht abwarten konnte, bis das Fleisch durch war. Im Winter war es ratsam, möglichst viel davon aufzuheben, weil man nie wusste, wann es wieder welches geben würde.

»Jetzt, Fletcher! Und wasch dich. Du stinkst wie ein Iltis, ich möchte nicht, dass du die Kundschaft verscheuchst. Niemand kauft was bei einem Landstreicher.« Berdon zog ihm die Decke weg, dann ließ er Fletcher allein und kehrte in die Schmiede zurück.

Fletcher schnitt eine Grimasse und setzte sich auf. Im Zimmer war es wärmer, als er erwartet hatte. Berdon musste die ganze Nacht am Ofen gestanden und für den Markttag geschmiedet haben. Fletcher hatte sich längst daran gewöhnt, zu dem Lärm von Hammerschlägen, dem Fauchen des Blasebalgs und dem Zischen des glühenden Metalls im Abschreckbecken einzuschlafen.

Er schlurfte durch die Schmiede zu dem kleinen Brunnen hinter dem Haus, holte den Eimer herauf und schüttete sich nach kurzem Zögern das eiskalte Wasser über den Kopf. Seine Tunika und die Hose bekamen auch einiges davon ab, was aber nicht schadete, da sie vom gestrigen Jagdausflug immer noch blutverschmiert waren. Mehrere Eimer voll und eine tüchtige Abreibung mit dem Bimsstein später kehrte Fletcher in die Schmiede zurück. Er zitterte am ganzen Körper und presste sich die Arme an die Brust.

»Lass dich mal ansehen.« Berdon lehnte im Durchgang zu seinem Zimmer, der Schein des Schmiedefeuers ließ sein langes Haar noch röter erscheinen. Er war mit Abstand der größte Mann im Dorf, die vielen Stunden am Amboss hatten seine Schultern breit werden lassen, sein Brustkorb hatte den Umfang eines Weinfasses. Neben ihm sah Fletcher, der für sein Alter ohnehin dünn und klein war, noch winziger aus.

»Dachte ich's mir doch. Du brauchst eine Rasur. Selbst meine Tante Gerla hat einen dichteren Bart als du. Schneid dir den Flaum von der Oberlippe, bis du dir einen richtigen Bart wachsen lassen kannst – so wie ich.« Mit blitzenden Augen zwirbelte er die Enden seines imposanten roten Schnauzers.

Fletcher wusste, dass er recht hatte. Heute kamen die Händler, viele hatten ihre Töchter dabei. Sie waren alle in der Stadt geboren und aufgewachsen, trugen lange Faltenröcke und kunstvoll geflochtene Frisuren. Auch wenn er aus Erfahrung wusste, dass die meisten bei seinem Anblick nur die Nase rümpfen würden, konnte es nicht schaden, wenn Fletcher zumindest einigermaßen vorzeigbar aussah.

»Ab jetzt mit dir. Während du dich rasierst, lege ich dir was zum Anziehen raus. Und keine Widerrede! Je adretter du aussiehst, desto besser fürs Geschäft.«

Die Schmiede befand sich gleich neben dem Tor, und die Palisade führte nur wenige Meter hinter der Rückwand von Fletchers Zimmer vorbei. In dem Zwischenraum stand ein Waschzuber, daneben lag ein kleiner Spiegel. Dorthin ging Fletcher nun, kehrte in die klirrende Kälte zurück und schabte sich mit seinem Häutemesser den schwarzen Flaum aus dem Gesicht. Dann begutachtete er das Ergebnis im Spiegel.

Er war so blass wie die meisten in Pelz. Die Sommer hier waren kurz, nicht mehr als ein paar glückliche Wochen, während derer die Jungen auf Forellenfang gingen und Haselnüsse über dem Feuer rösteten. Es war die einzige Zeit des Jahres, zu der Fletcher sich nicht wie ein Außenseiter fühlte.

Sein Gesicht war kantig, er hatte hohe Wangenknochen und dunkelbraune Augen, die vielleicht einen Hauch zu tief in den Höhlen saßen. Sein Haar war pechschwarz und so dicht, dass Berdon es mit der Schere für die Schafe schnitt, wenn es gar zu lang und wild wurde. Fletcher wusste zwar, dass er nicht hässlich war, aber im Vergleich zu den reichen, wohlgenährten Söhnen mit ihren roten Wangen und dem blonden Haar war er eben auch nicht hübsch. Kaum jemand hier oben im Norden hatte dunkles Haar. Dass Fletcher so herausstach, war jedoch kein Wunder: Er war ein Findelkind gewesen, das jemand vor dem Tor von Pelz ausgesetzt hatte. Noch so etwas, das ihn von allen anderen Einwohnern unterschied.

Berdon hatte ihm eine blaue Tunika und leuchtend grüne Hosen aufs Bett gelegt. Als Fletcher sie sah, lief er kreidebleich an, verkniff sich unter Berdons strengem Blick aber jeden Kommentar. Außerdem war die gewagte Farbkombination am Markttag nichts Ungewöhnliches. Die Händler kleideten sich oft noch viel schriller.

»Umziehen kannst du dich ja alleine«, sagte Berdon mit einem Grinsen und verschwand.

Fletcher wusste, diese kleinen Sticheleien waren Berdons Art, seine Zuneigung zu zeigen, also nahm er sie sich nicht zu Herzen. Fletcher war ohnehin kein geselliger Typ. Er redete nicht viel und behielt seine Gedanken meist für sich, und Berdon nahm das so hin. Sie waren ein seltsames Paar: Fletcher, der stille Lehrling, und Berdon, der ruppige, aber gutmütige Junggeselle. Doch sie kamen zurecht. Außerdem war ihm Fletcher bis in alle Ewigkeit dankbar, weil er sich als Einziger im Dorf bereit erklärt hatte, das Findelkind aufzunehmen.

Ohne Korb und ohne Windel hatte er nackt vor den Toren im Schnee gelegen und sich die Lunge aus dem Leib geschrien. Die hochnäsigen Reichen wollten ihn nicht haben, und die Armen konnten sich keinen zusätzlichen Esser leisten. Es war damals der härteste Winter

aller Zeiten und die Nahrung entsprechend knapp gewesen. Schließlich hatte Berdon angeboten, ihn aufzunehmen – er hatte ihn ja auch gefunden. Berdon war nicht reich, aber er hatte niemanden zu versorgen und außerdem das ganze Jahr über Arbeit. Insofern war er der ideale Kandidat.

Von seiner Mutter wusste Fletcher gar nichts, nicht einmal ihren Namen, und er hasste sie zutiefst. Was für ein Mensch ließ das eigene Kind zum Sterben im Schnee liegen? Schon immer hatte er sich gefragt, ob seine Mutter vielleicht aus Pelz stammte und ihn aus irgendwelchen Gründen nicht hatte großziehen können ... oder wollen. Oft musterte er verstohlen die Gesichter der Dörflerinnen und verglich sie mit seinem eigenen. Dabei wusste er selbst nicht weshalb: Keine der Frauen sah ihm auch nur entfernt ähnlich.

Der Stand mit den schimmernden Schwertern und Dolchen war bereits aufgebaut. Er befand sich direkt an der Hauptstraße, die vom Tor aus quer durchs ganze Dorf führte. Und er war nicht der einzige. Der ganze Weg war von weiteren Ständen gesäumt, die Felle und Fleisch verkauften, Möbel aus dem Holz der großen Kiefern, die an den Hängen des Bärenzahns wuchsen, und silberne Bergblumen für die Gärten der reichen Städterinnen.

Außerdem war Pelz für seine Lederwaren bekannt. Die hervorragend gearbeiteten und oft schön bestickten Jacken und Wämser waren im ganzen Land gefragt, und Fletcher hatte es auf eine ganz bestimmte abgesehen. Während des Jahres hatte er den Großteil seiner Felle an andere Jäger weiterverkauft und mittlerweile über dreihundert Schillinge für diese eine zusammengespart. Von hier aus konnte er sie sogar sehen, ein Stück weiter die Straße entlang. Die Schneiderin Janet hatte mehrere Wochen gebraucht, um sie anzufertigen. Falls sie am Markttag keinen besseren Preis dafür bekam, konnte er sie für dreihundert Schilling haben, hatte sie ihm versprochen.

Die Jacke war großartig. Das Futter bestand aus flauschigem, grauem Berghasenfell mit haselnussfarbenen Sprengeln. Das mahagonibraune Leder war glatt wie Seide, aber robust und zudem wasserdicht. Die Farbe bekam nicht so leicht Flecken, und das Leder würde auch den Dornen im Unterholz widerstehen, wenn Fletcher auf Pirsch ging. Die

Schließen bestanden aus einfachen Schlaufen und Holzknebeln, oben an der Jacke befand sich eine spitze Kapuze. Fletcher sah sich bereits, wie er damit im Regen mit einem Pfeil auf der Sehne im Gestrüpp kauerte, ohne zu frieren.

Berdon saß gleich hinter ihm vor der Schmiede, neben ihm der Amboss und ein Haufen Hufeisen. Die Waffen und Rüstungen, die er machte, waren von bester Qualität, aber er hatte festgestellt: Mit dem Beschlagen der Zugtiere der Händler ließ sich ebenfalls gutes Geld machen. Die lange und anstrengende Reise an den abgelegenen Dörfern am Fuß des Bärenzahns entlang nahm hier erst ihren Anfang.

Letztes Jahr, als die Händler vorbeikamen, war Fletcher den ganzen Tag beschäftigt gewesen. Nachdem alles verkauft war, hatte er schließlich noch die Schwerter der Kunden geschärft. Damals hatten sie ihnen die Waffen förmlich aus der Hand gerissen. Hominum hatte den Elfen den Krieg erklärt und damit eine zusätzliche Front an der Nordseite des Bärenzahns eröffnet. Die Elfen hatten sich geweigert, ihre jährliche Steuerzahlung zu leisten, die Hominum als Gegenleistung für den Schutz vor den Orks aus dem Süden verlangte. Nach der Kriegserklärung hatten die Händler vermehrte Überfälle vonseiten der Elfen befürchtet und sich entsprechend bewaffnet. Allerdings war es nur zu ein paar kleineren Scharmützeln gekommen. Die beiden Kriegsparteien einigten sich bald darauf, die Gewalt nicht unnötig eskalieren zu lassen. Denn in einem waren sich Hominum und die Elfenclans doch einig: Der eigentliche Feind waren die Orks.

»Werde ich dieses Mal ein bisschen Zeit haben, mich umzusehen?«, fragte Fletcher.

»Ich denke schon. Zurzeit braucht kaum jemand neue Waffen. Die Garnison hier besteht zwar hauptsächlich aus Greisen und Krüppeln, aber die Händler scheinen überzeugt zu sein, dass allein die Anwesenheit der Truppen genügt, um Strauchdiebe abzuschrecken. Das Schlimmste ist, dass sie damit wahrscheinlich sogar recht haben und kaum jemand eins von unseren Schwertern kaufen wird. Wenigstens wissen wir seit deinem Ausflug an die Front vor neun Monaten, dass das Heer meine Schwerter auch weiterhin kaufen wird.«

Die Erinnerung an den Gewaltmarsch zu dem jenseits des Gebirgs-

kamms gelegenen Fort jagte Fletcher einen Schauer über den Rücken. Es war nicht gerade schön dort. Alle harrten nur aus und warteten darauf, dass ihre Dienstzeit zu Ende ging. Die Elfenfront war so etwas wie eine Müllhalde: Jeder, den das Heer nicht mehr gebrauchen konnte, endete dort – die Hungrigen und Ausgebrannten, die keinen Augenblick länger in der Lage waren zu kämpfen.

Die Spreu vom Weizen trennen, so hatten die Soldaten im Fort es genannt. Manche schätzten sich dennoch glücklich, weit entfernt von den grässlichen Grabenkämpfen im Süden zu sein. An der Orkfront starben die Männer zu Tausenden. Ihre Köpfe wurden zu Trophäen, die man am Rand des Dschungels auf Lanzen spießte.

Die Orks waren ein wildes, hirnloses Volk. Sie kannten keine Gnade, nur Grausamkeit, doch auch die Elfenfront hatte ihre Schrecken: elender Hunger aufgrund zu kleiner Rationen, endloses Exerzieren zum Gebrüll gelangweilter Offiziere, die nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wussten, während die Generäle in ihren beheizten Hütten saßen und die Männer draußen froren.

Der Quartiermeister hatte eigentlich kein Geld ausgeben wollen, aber nachdem ein neues Kontingent Soldaten eingetroffen war, brauchte er doch mehr Waffen. Die Versorgung über den Bärenzahnpass war mehr als spärlich. Also war Fletcher mit einem Bündel Schwerter auf dem Rücken losmarschiert und hatte sie zu einem weit höheren Preis an ihn verkauft, als sie eigentlich wert waren. Der Sack voller Silberschillinge, mit dem er den Rückweg antrat, war beinahe genauso schwer wie die Schwerter, die er über den Pass geschleppt hatte. Hätte er dem Quartiermeister Musketen verkauft, wäre er sogar in Goldtalern bezahlt worden. Berdon hoffte, dass er seine Schmiedewaren bei den Händlern vielleicht gegen solche Feuerwaffen eintauschen konnte, um sie dann im nächsten Jahr teuer an den Quartiermeister weiterzuverkaufen.

Als Fletcher in jener Nacht in einer der Baracken auf einer fremden Pritsche lag und auf den Sonnenaufgang wartete, damit er endlich nach Pelz zurückkehren konnte, schwor er sich, nie an einem solchen Ort zu enden, selbst wenn er Soldat werden sollte.

»He du, Junge, schaff deinen Stand da aus dem Weg. Die Händler

kommen ja gar nicht durchs Tor, so nah bist du an der Straße dran«, riss ihn eine unfreundliche Stimme aus seinen Gedanken.

Sie gehörte Didrics Vater Caspar. Er war schlank und groß und trug feinste Gewänder aus goldbesticktem, purpurrotem Samt. Caspar funkelte ihn an, als empfinde er bereits Fletchers bloße Existenz als Beleidigung. Didric stand grinsend neben ihm, das blonde Haar mit Wachs zu einer Scheitelfrisur an den Kopf gekleistert.

Fletchers Blick wanderte zu dem benachbarten Stand, der noch ein ganzes Stückchen näher an der Straße war als seiner.

»Ich sag es dir nicht noch mal. Gehorche, oder ich hol die Büttel«, bellte Caspar.

Fletcher schaute Berdon an, aber der zuckte lediglich die breiten Schultern und nickte. Im Großen und Ganzen bedeutete es keinen Unterschied. Jemand, der Waffen kaufen wollte, würde den Stand so oder so sehen.

Didric zwinkerte und machte eine scheuchende Handbewegung.

Fletcher stieg die Zornesröte ins Gesicht, aber er gehorchte. Didrics Vater mochte ein mächtiger Mann sein, aber Fletcher würde seine Rache schon noch bekommen. Als Geldverleiher hatte Caspar praktisch das gesamte Dorf in der Tasche. Wenn ein Neugeborenes Medizin aus der Stadt brauchte, war Caspar zur Stelle. Wenn die Jagdsaison schlecht ausfiel oder ein Haus abbrannte, war Caspar zur Stelle. Wie sollten die Dörfler, die kaum ihren Namen unter einen Vertrag setzen konnten, auch die Klauseln durchschauen, in denen von Zins und Zinseszins die Rede war? Erst wenn es zu spät war, stellten sie fest, dass sie sich Caspars Kredite gar nicht leisten konnten. Dennoch genoss der Halsabschneider hohes Ansehen im Dorf, und das machte Fletcher wütend.

Während er sich abmühte, den Stand von der Straße wegzuziehen, und die ersten polierten Dolche von der Schaufläche in den Morast fielen, ertönte die Dorfglocke. Die Händler waren da!

3

ES BEGANN WIE JEDES MAL: mit dem Knarren der Wagenräder und dem lauten Knallen der Peitschen. Die Schotterstraße, die zum Tor hinaufführte, war steil und uneben. Auf dem letzten Stück trieben die Händler ihre Zugpferde unbarmherzig an, um einen Platz möglichst nahe am Dorfzentrum zu ergattern. Die letzten bekamen stets nur einen unmittelbar am Tor – und damit zu weit entfernt vom geschäftigen Treiben im Herzen von Pelz.

Caspar stand am Tor, winkte sie durch und nickte den Fahrern lächelnd zu. Fletcher musterte die Pferde: Ihre Flanken glänzten von Schweiß, die Augen waren stumpf und müde. Ein schuldbewusstes Lächeln trat auf sein Gesicht, denn er wusste, Berdon würde alle Hände voll zu tun bekommen. Fletcher hoffte nur, dass sie genügend Hufe hatten, um sie alle neu zu beschlagen.

Auf den letzten Wagen, der das Tor passierte, folgten zwei Reiter mit dichten blonden Schnauzbärten und Schirmmützen. Ihre Pferde waren keine Ackergäule wie die Zugtiere der Händler, sondern schwere Schlachtrosse mit mächtigem Brustkorb und Hufen, so groß wie Teller. Mit klirrendem Zaumzeug trabten sie durch das Tor auf das unebene Pflaster der Dorfstraße.

Fletcher hörte Berdon leise fluchen. Die Musketen und pechschwarzen Uniformen mit den Messingknöpfen machten die Reiter weithin als Pinkertons erkennbar, Gesetzeshüter aus der Stadt. Aus ihren Satteltaschen ragten metallbeschlagene Knüppel, unter deren Wucht Arm- und Beinknochen wie Zweige brachen. Die Pinkertons unterstanden dem König direkt und waren bekannt dafür, ihre Waffen ohne Zögern

einzusetzen. Fletcher konnte sich zwar nicht vorstellen, was sie bei der Karawane verloren haben mochten, aber ihre Anwesenheit bedeutete zumindest, dass die Händler auf ihrer Reise gut geschützt waren. An Fletchers Stand würde es ein ruhiger Tag werden.

Beide hatten blonde Locken und kalte, graue Augen. Sie sahen einander so ähnlich, als wären sie Brüder. Nachdem sie abgestiegen waren, kam der größere der beiden mit seiner Muskete in der Hand geradewegs auf Fletcher zu. »Junge, die Pferde brauchen Wasser und Futter. Bring sie zum Dorfstall.«

Fletcher sah ihn nur blinzelnd an. Der barsche Ton des Mannes verschlug ihm die Sprache. Der Pinkerton deutete ungeduldig auf die Pferde, doch Fletcher wollte seinen Stand nicht unbeaufsichtigt lassen.

»Macht Euch nichts draus. Er ist nicht der Hellste«, mischte sich Caspar ein. »Hier gibt es keinen Dorfstall, aber mein Sohn wird sich um Eure Pferde kümmern. Didric, bring sie zu unserem Anwesen, und sag dem Stalljungen, er soll sich ganz besonders gut um sie kümmern.«

»Aber, Vater, ich wollte ...«, erwiderte Didric bettelnd.

»Jetzt! Und beeil dich!«, schnitt ihm Caspar das Wort ab.

Didric wurde rot und warf Fletcher einen finsternen Blick zu, dann nahm er die Zügel der Pferde und führte sie die Straße entlang davon.

»Nun, was verschafft uns die Ehre Eures Besuchs? Wir haben seit Wochen keine unbekanntenen Gesichter in der Gegend gesehen, falls Ihr auf der Suche nach Gesetzlosen seid«, sprach Caspar weiter und streckte dem Pinkerton die Hand hin.

Der groß gewachsene Gesetzeshüter schüttelte sie zögernd. Nun, da sein Pferd in Caspars Obhut war, musste er sich wohl oder übel benehmen. »Unser Auftrag führt uns an die Grenze zum Reich der Elfen. Der König wünscht, verurteilte Verbrecher für sein Heer zu verpflichten. Im Gegenzug werden sie begnadigt. Wir werden mit den Generälen sprechen, um zu sehen, was sie davon halten.«

»Interessant. Selbstverständlich wusste ich, dass die Truppenaushebungen in letzter Zeit weniger ergiebig waren, und dennoch ist dies eine Überraschung. Was für eine elegante Lösung für das Problem«, erwiderte Caspar mit einem starren Lächeln. »Vielleicht könnten wir uns beim Abendmahl und einem Becher Weinbrand ein wenig genauer

über die Angelegenheit unterhalten? Unter uns gesagt, das Dorfwirtshaus ist eine heruntergekommene Kaschemme. Ich würde mich glücklich schätzen, Euch beiden nach dieser anstrengenden Reise ein bequemes Bett für die Nacht anbieten zu können.«

»Das Angebot nehmen wir gern an. Wir kommen direkt aus Corcillum. Der Weg war weit, seit beinahe einer Woche haben wir nicht mehr auf einem sauberen Laken geschlafen«, erwiderte der Pinkerton und lupfte die Kappe.

»Dann werde ich Wasser für ein heißes Bad bereitstellen und Euch ein ausgiebiges Frühstück servieren lassen. Mein Name ist Caspar Cavell, ich bin so etwas wie der Dorfvorsteher hier ...«, erklärte Caspar und führte die Männer davon.

Während das Gespräch allmählich in der Ferne verhallte, dachte Fletcher über das Gehörte nach. Auf die Idee, verurteilte Verbrecher zum Militärdienst zu verpflichten, wäre er niemals gekommen. In letzter Zeit hatte es immer wieder Gerüchte gegeben, dass schon bald alle jungen Männer eingezogen würden. Die Vorstellung ängstigte und faszinierte ihn zugleich. Das letzte Mal hatte es während des Zweiten Orkkriegs Zwangsverpflichtungen gegeben, und das war jetzt zwei Jahrhunderte her. Das junge Königreich Hominum hatte den Krieg angefangen, um den marodierenden Orkbanden das Handwerk zu legen. Sie stahlen das Vieh und brannten ganze Siedlungen nieder. Hunderte Dörfer waren ihnen zum Opfer gefallen, bevor es Hominum gelang, sie zurück in den Dschungel zu treiben.

Diesmal war die Aggression jedoch von Hominum ausgegangen. Man hatte begonnen, den Dschungel zu roden, um den immensen Holz- und Rohstoffbedarf für all die neuen Gebäude, Maschinen und Erfindungen zu decken. Sieben Jahre währte dieser Krieg nun schon, und ein Ende war nicht in Sicht.

»Wenn ich solche Musketen anfertigen könnte, bräuchten wir den Stand mit den Schwertern nicht mehr«, brummte Berdon.

Fletcher nickte. An der Front waren Musketen hochgefragt, aber nur die Zwerge in Corcillum wussten, wie man sie baute. Den geraden Lauf und den komplizierten Auslösemechanismus herzustellen war ein Geheimnis, das sie eifersüchtig hüteten. Seit die Waffen vor Kurzem

im Heer eingeführt worden waren, brachten sie viel Geld ein. Von Pfeilen ließen sich Orks in der Schlacht kaum aufhalten, von Musketsalven allerdings schon.

Noch während Fletcher sinnierte, fiel sein Blick auf einen Mann, der gerade als Letzter durchs Tor kam. Es war ein grauhaariger Soldat mit unrasiertem Gesicht. Seine abgewetzte rot-weiße Uniform war von der Reise mit Schlamm und Dreck bespritzt. Mehrere der Messingknöpfe fehlten oder hingen nur noch an einem letzten Faden. Er schien unbewaffnet, was für einen Soldaten, der eine Handelskarawane begleitete, reichlich ungewöhnlich war.

Er hatte weder Pferd noch Wagen, lediglich ein Maultier, das mit schweren Satteltaschen bepackt war. Seine Stiefel waren in einem jämmerlichen Zustand, die Sohlen hatten Löcher und schmatzten bei jedem wackligen Schritt. Fletcher beobachtete, wie er sein Maultier an einem Eckpfosten des Stands gegenüber festband und dem Besitzer einen finsternen Blick zuwarf, noch bevor dieser protestieren konnte. Dann legte der Soldat eine Decke auf den Boden und breitete den Inhalt seiner Satteltaschen darauf aus. Höchstwahrscheinlich war er auf dem Weg zur Elfenfront – zu alt für den Kampf und zu unqualifiziert, um zum Offizier befördert zu werden. Als hätte er Fletchers Blick gespürt, wandte er ihm ganz plötzlich das grinsende Gesicht zu.

Fletcher sah, dass sein Gebiss ähnlich löchrig war wie die Stiefel, und reckte den Hals, um die Ware des Neankömmlings zu bestaunen: Pfeilspitzen aus Feuerstein, so groß wie seine Hand und mit grässlichen Widerhaken versehen. Halsketten, von denen Zähne und abgeschnittene Ohren baumelten, legte der Soldat aus, als seien es teure Schmuckstücke. Ein Rhinoceroshorn mit metallener Spitze stellte er in die erste Reihe seiner Sammlung. Die Hauptattraktion war jedoch ein riesiger Orkschädel, den er in die Mitte der Decke legte. Mindestens zweimal so groß wie der eines Menschen, war er glatt poliert und von der Sonne gebleicht, der Knochenwulst über den Augen ragte unnatürlich weit aus der Stirn hervor. Die Eckzähne im Unterkiefer waren um einiges größer, als Fletcher sich solche Eckzähne je vorgestellt hätte. Mindestens so lang wie seine Zeigefinger. Offensichtlich handelte es sich bei der Ware um Kriegs-Souvenirs, die der Soldat hier

im Norden, weit entfernt von der Orkfront zu einem guten Preis an den Mann zu bringen hoffte.

Fletcher drehte sich um und warf Berdon einen flehenden Blick zu, doch der schüttelte den Kopf. Mit einem Seufzen wandte sich Fletcher also wieder seinem eigenen Stand zu. Es würde ein langer, fruchtloser Tag werden.

4

EINE KLEINE MENSCHENTRAUBE hatte sich vor dem Stand des Soldaten versammelt, hauptsächlich waren es Kinder, aber auch ein paar Büttel aus dem Dorf, die weder etwas zu verkaufen noch Geld zum Ausgeben hatten.

»Kommt, kommt nur alle! Alles, was ihr hier seht, ist echt. An jedem dieser Gegenstände hängt eine Geschichte, die euch das Blut in den Adern gefrieren lassen wird. Wenn ihr sie hört, werdet ihr eurem Glückstern danken, dass ihr hier oben im Norden geboren wurdet!«, verkündete der Mann mit überschwänglicher Geste. Er warf eine Speerspitze senkrecht in die Höhe, ließ sie sich mehrmals in der Luft überschlagen und fing sie geschickt wieder auf.

»Wie wär's mit dem Lendenschurz eines Kobolds oder einem Orknasenring? Was meint Ihr, Herr?«, sagte er zu einem nasebohrenden Knaben, der viel zu jung für die höfliche Anrede war.

»Was ist ein Kobold?«, fragte der Junge mit großen Augen.

»Die Orks halten sie als Sklaven. Man könnte sie mit den Knapen der Ritter von einst vergleichen, die sich um alles kümmerten. Sie sind die geborenen Diener und zum Kämpfen kaum zu gebrauchen. Außerdem werden sie gerade einmal so groß wie mein Unterschenkel.« Zur Demonstration hielt er eine Hand auf Höhe seines Knies.

Fletcher horchte auf. Selbst hier im Norden hatten die meisten Leute zumindest eine vage Vorstellung davon, wie Kobolde aussahen. Sie hatten zwei Beine – so wie die Orks – und kleideten sich stets nur mit einem um die Hüfte gewickelten Fetzen Stoff. Ihre fledermausartigen Ohren und die großen krummen Nasen machten sie genauso

unverkennbar wie die langen dünnen Finger, mit denen sie Schnecken aus ihren Gehäusen zogen und Insekten aus verrottenden Baumstämmen puhlten. Ihre Haut war ebenso grau wie die der Orks, und sie hatten große, vorstehende Augen mit riesigen Pupillen.

»Wo hast du all das her?«, erkundigte sich der Knabe weiter und kniete sich neugierig vor die Decke.

»Von den Toten, mein Junge. Wo sie hingehen, können sie diese Dinge nicht mehr gebrauchen. Also sammle ich sie ein, um euch zu zeigen, wie es im Krieg so aussieht.«

»Bist du auf dem Weg zur Elfenfront?«, erkundigte sich einer der Dorfbüttel.

Als Fletcher sah, dass es sich um Jakov handelte, ging er eilig hinter seinem Stand in Deckung. Wenn Jakov ihn bemerkte, würde er ihm noch das Geld für das Bier abknöpfen, das er ihm schuldete. Aber Fletcher brauchte jeden Schilling für die Jacke.

»Das bin ich, aber nicht, weil ich nicht mehr kämpfen könnte, ganz bestimmt nicht. Ich bin der einzige Überlebende meiner Einheit. Wir wurden mitten in der Nacht aus dem Hinterhalt überfallen, gerade als wir auf Erkundung waren. Keine Chance und kein Entkommen.« Ein Hauch von Trauer stahl sich in seine Stimme, dennoch hatte Fletcher Zweifel, ob die Geschichte wirklich stimmte.

»Was ist passiert?«, hakte Jakov nach und musterte den Mann skeptisch.

»Ich möchte nicht darüber reden«, murmelte der Soldat mit gesenktem Blick. »Die Erinnerung ist zu schlimm.«

Die Zuhörer buhten, und die Traube vor dem Stand löste sich allmählich auf. Spätestens jetzt hielten alle den Kerl für einen Lügner.

»Schon gut, schon gut!«, rief er, als er seine Kundschaft davonlaufen sah. Wahrscheinlich war Pelz der letzte Halt auf seiner Reise, und die Soldaten an der Front dürften sich kaum für seine Ware interessieren, da sie selbst allzu vertraut damit waren.

»Unser Befehl war, das vorausliegende Gelände zu erkunden«, begann er, und die Menge kehrte prompt zurück. »Den Dschungel in unserem Rücken hatten wir bereits gesäubert, also wollten die Offiziere die Front weiter nach vorn verlegen.«

Er wurde merklich selbstsicherer, und Fletcher erkannte einen gebo-
renen Geschichtenerzähler in ihm.

»Die Nacht um uns herum war finsterner als das Fell einer schwar-
zen Katze, nicht mal der Mond beleuchtete unseren Weg. Als wir uns
durchs Dickicht schlugen, haben wir einen Lärm veranstaltet – wie
ein angreifendes Rhinozeros. Es war ein Wunder, dass die Orks nicht
sofort über uns hergefallen sind«, fuhr er mit glasigen Augen fort, als
durchlebte er die Schrecken jener Nacht noch einmal.

»Weiter!«, rief ein Junge von ganz hinten, was ihm sofort böse Blicke
von den anderen einbrachte, die gebannt lauschten.

»Unser Schlachtmagier führte uns. Sein Dämon konnte nachts
gut sehen. Das erleichterte das Vorwärtskommen ein bisschen, wäh-
rend wir anderen damit beschäftigt waren, unsere Musketen nicht
versehentlich abzufeuern oder in der verfluchten Dunkelheit auf die
Schnauze zu fallen. Ein Selbstmordkommando, wie man sich kein
schlimmeres vorstellen kann, war das«, sprach der Soldat weiter und
ließ die Speerspitze zwischen seinen Fingern kreisen.

»Sie haben euch einen Dämonenbändiger mitgegeben? Was für eine
Verschwendung. Ich dachte, wir hätten nur wenige Hundert davon?«,
fragte Jakov, mittlerweile weit mehr gefesselt als skeptisch.

»Der Einsatz war wichtig, aber stümperhaft geplant. Ich kannte
unseren Magier kaum, aber er war ein guter Kerl, wenn auch nicht
besonders mächtig. Die Schamanen der Orks begeisterten ihn, er
löcherte die Soldaten nur so mit Fragen über sie und deren Dämonen.
Ständig kitzelte er in seinem Buch. In den Dörfern, die wir erober-
ten, begutachtete er alles ganz genau und schrieb die Runen ab, die die
Orks auf ihre Hütten gemalt hatten.« Der Soldat merkte, wie sein Pub-
likum das Interesse verlor, weil er zu weit abschweifte.

»Wie dem auch sei«, fuhr er hastig fort, »schon bald zogen Wol-
ken auf und verdeckten die Sterne, an denen wir uns orientiert hatten,
sodass wir uns nun verließen. Als dann der Regen einsetzte, war unser
Schicksal besiegelt. Hat einer von euch schon mal versucht, mit nas-
sem Schießpulver eine Muskete abzufeuern? Es ist eine Katastrophe,
kann ich euch sagen!«

Er ließ die Speerspitze fallen und ballte ohnmächtig die Fäuste.

»Die Hauptwaffe der Orks ist der Wurfspieß. Wenn dich so ein Ding erwischt, reißt es dich von den Beinen – wie eine Kanonenkugel. Wenn der Spieß dich und deinen Hintermann nicht glatt durchschlägt, nagelt er dich auf den Boden oder an den nächsten Baum. Wie die Regentropfen kamen nun die Wurfspieße geflogen, und meine Kameraden gingen zu Boden wie die Grashalme unter der Sense eines Bauern. Wir sahen kaum, aus welcher Richtung die Spieße kamen, und schon nach der ersten Salve war die Hälfte von uns tot. Unser Magier nahm die Beine in die Hand, und ich habe mich an ihn drangehängt. Wenn irgendjemand die Chance hatte, hier lebend wieder rauszukommen, dann er. In wilder Panik rannten wir durch die Nacht und folgten dem Gezirpe seines Dämons.«

»Was für ein Dämon war das?«, fragte Jakov und rang vor Aufregung die Hände.

»Ich konnte ihn im Dunkeln nicht richtig sehen, aber er sah wie ein hässlicher, kleiner Käfer aus. Dennoch bin ich dem Biest zutiefst dankbar, denn ohne den Dämon wäre ich jetzt tot, so wie alle anderen. Irgendwann fiel der Bändiger plötzlich hin, und ich sah einen Speer aus seinem Rücken ragen. Er blutete wie ein aufgespießtes Schwein. Ich konnte nicht das Geringste für ihn tun, aber der Dämon weigerte sich stur, ihn zurückzulassen, also legte ich mir den Bändiger über die Schulter und rannte weiter. Der Ärmste muss längst tot gewesen sein, als wir die Schanzgräben erreichten, trotzdem führte mich sein Dämon den ganzen Weg zurück. Nicht mal, als ich den Offizieren die Leiche übergab, wich der kleine Tunichtgut von seiner Seite. Sie wollten mich wegen Feigheit vor dem Feind drankriegen, aber ich sagte, ich hätte doch nur den Verwundeten zurückgebracht. Da meine Einheit ausgelöscht war und ich nicht mehr der Jüngste bin, wussten sie nicht, was sie mit mir tun sollten, also haben sie mich hierher abkommandiert. Mein einziger Lohn war das Gepäck unseres toten Beschwörers, das ihr hier vor euch ausgebreitet seht. Den größten Schatz habe ich euch allerdings noch gar nicht gezeigt ...«

Während der Soldat seine Satteltaschen durchwühlte, begriff Fletcher, dass er es wahrscheinlich in jedem Dorf so machte: Zuerst wickelte er seine Zuhörer mit einer Geschichte um den Finger, um

dann zum Schluss das teuerste Stück seiner Sammlung zu präsentieren.

Doch was der Mann schließlich mit theatralischer Geste hervor-zog, war weder ein Schrumpfkopf noch ein konservierter Dämon, wie Fletcher erwartet hatte. Es war ein in dickes Leder gebundener Stapel von Pergamentseiten: das Buch des Dämonenbändigers!

5

FALLS DER SOLDAT BEABSICHTIGT HATTE, sein Publikum zu beeindrucken, wurde er herb enttäuscht. Die meisten Zuhörer muster-ten ihn unentschlossen, manche stöhnten sogar. In einem so kleinen Dorf wie Pelz, das hauptsächlich von der Jagd lebte, stand Lesen ganz unten auf der Prioritätenliste. Viele der Einwohner hätten schon mit der ersten Seite Probleme gehabt. Das ganze Buch durchzuackern kam also gar nicht infrage.

Fletcher hingegen, der für Berdon die Buchhaltung machte, konnte sowohl rechnen als auch lesen und schreiben. Die vielen Stunden, die er schwitzend über Buchstaben- und Zahlenkolonnen verbrachte, gingen zwar von seiner kostbaren Freizeit ab, die er lieber beim Spielen mit den anderen Kindern verbracht hätte, aber er war doch stolz auf sein Können. Außerdem war er sicher, mindestens so gebildet wie Didric zu sein, wenn nicht sogar noch gebildeter.

Der Soldat setzte ein strahlendes Lächeln auf, hielt das Buch in die fahle Wintersonne und blätterte durch die Seiten. Die zahllosen Kapitel und detaillierten Zeichnungen darin sahen außerordentlich verlockend aus, fand Fletcher.

»Was hast du sonst noch?«, erkundigte sich Jakov enttäuscht.

»Jede Menge, aber dieses Buch hier ist mit Abstand das beste Stück in meiner Sammlung, versprochen«, erwiderte der Soldat beschwörend.

Das Buch war Jakov und den anderen zwar herzlich egal, aber eine kostenlose Unterhaltung würden sie sich bestimmt nicht entgehen lassen. Also nickten sie aufmunternd.

Der Soldat grinste erfreut und stellte sich auf eine leere Kiste vom Nachbarstand. Dann hielt er das Buch hoch, damit alle es sehen konnten, und winkte seine Zuhörer näher heran. »Unser Magier bekleidete den niedrigsten Rang, den ein Dämonenbändiger überhaupt haben kann. Er war stellvertretender Leutnant und noch nicht mal mit der Ausbildung fertig. Aber er hatte sich freiwillig zu dem verhängnisvollen Einsatz gemeldet, und als ich sein Buch las, verstand ich auch, warum: Er wollte eine Wende im Krieg herbeiführen und Dämonen rufen, die noch niemand je gesehen hat!« Jetzt hatte er die volle Aufmerksamkeit der Zuhörerschaft, und das wusste er genau.

Fletcher war so gefesselt, dass sein Kiefer nach unten klappte. Prompt stieß Berdon ein verärgertes Hüsteln aus. Fletcher riss sich zusammen und tat so, als würde er die Schwerter und Dolche auf seinem Stand neu ordnen.

»Die Schamanen der Orks haben alle möglichen Arten von Dämonen, aber die meisten von ihnen sind schwach und keine Gegner für diejenigen, die unsere Bändiger herbeirufen können. Aber auch sie können bei Weitem nicht alle Spezies von der anderen Welt in die unsere holen. Unsere Magier mögen besser sein als die Orkschamanen, trotzdem haben wir nicht allzu viele Pfeile im Köcher, wie man so sagt. Was dieser Bändiger versuchte, war, mit den Methoden der Orks die *wirklich* mächtigen Dämonen herbeizurufen.«

In jener Nacht an der Elfenfront hatte Fletcher Geschichten mit angehört, über Dämonen, die nachts in Feldlager schlichen, den Schlafenden die Kehle aufschlitzten und ungesehen wieder verschwanden. Von Bestien mit langen Klauen, die im Dschungel über die Soldaten herfielen und nur durch Hunderte von Musketenschüssen getötet werden konnten. Wenn das die von der schwachen Sorte waren, von denen der Soldat gesprochen hatte, mochte Fletcher auf keinen Fall einem der Dämonen begegnen, die der tote Bändiger angeblich hatte herbeirufen wollen.

»Du willst uns also weismachen, dass dieses Buch ein Geheimnis birgt, mit dem sich eine Wende im Kriegsverlauf herbeiführen ließe? Oder mit dem jeder seinen eigenen Dämon herbeirufen kann? Dann wäre es ja sein Gewicht in Gold wert«, höhnte eine Stimme, die Flet-

cher wohlbekannt war. Sie gehörte Didric, der wieder von den Stallungen zurück war. Er hatte von einem benachbarten Stand aus zugehört, wo Fletcher ihn nicht sehen konnte.

»Das habt Ihr gesagt, werter Herr, nicht ich«, erwiderte der Soldat mit einem verschwörerischen Zwinkern.

»Das Geld wäre ja selbst in den kümmerlichen Schwertern, die Fletcher verkauft, besser angelegt!«, spottete Didric, schlenderte auf den Soldaten zu und trat dabei das Rhinoceroshorn um. »Weshalb sollte sich der Bändiger freiwillig zu einem so gefährlichen Einsatz melden, wenn er das Geheimnis bereits gelüftet hätte? Und warum solltest du dieses Geheimnis hier verkaufen, wo es doch angeblich so viel wert ist? Und was das Herbeirufen von Dämonen betrifft: Wir wissen doch alle, dass diese Gabe nur den Blaublütigen und wenigen vom Schicksal begünstigten Nicht-Adligen vorbehalten ist.«

Der Soldat schnappte erschrocken nach Luft, fing sich aber schnell wieder. »Nun, junger Edelmann. Der unglückselige Bändiger wollte einen dieser Orkdämonen mit eigenen Augen sehen, ganz aus der Nähe«, erwiderte er ungerührt. »Ich selbst kann nicht lesen, also kann ich den Wert des Buches auch nicht beurteilen. Außerdem würde es sofort beschlagnahmt werden, wenn ich versuche, es an einen Schlachtmagier zu verkaufen, da es ja einem anderen entwendet wurde.« Entschuldigend breitete er die Arme aus, dann sprach er weiter.

»Selbstverständlich werde ich es übergeben, wenn ich meinen neuen Posten erreiche. Das Buch wird so oder so seinen Weg zu dem Richtigen finden, und wer kann es mir verübeln, wenn ich damit ein paar Schillinge verdiene, wo ich den toten Magier doch durch den halben Dschungel geschleppt habe?« In gespielter Demut ließ er den Kopf sinken und spähte zwischen seinen fettigen Locken hindurch in die Menge.

Die Dörfler wussten nicht so recht, wie sie reagieren sollten. Didric war zweifellos sehr beliebt, vor allem wenn er in der Taverne mit dem Geld seines Vaters um sich warf. Andererseits waren die Geschichten des Soldaten spannend, also wollten sie die meisten gerne glauben, selbst wenn sie eigentlich wussten, dass sie erstunken und erlogen waren. Als die ersten Schmährufe gegen Didric ertönten und Fletcher

sich schon freute, dass sein Widersacher das Wortgefecht gegen diesen nicht gerade gebildeten Soldaten verloren hatte, holte Didric noch einmal zum Gegenschlag aus.

»Augenblick!«, rief er. »Hast du nicht zuvor gesagt, du wüsstest, was in dem Buch steht? Wie soll das denn möglich sein, wenn du nicht mal lesen kannst? Du bist ein Lügner und Betrüger, und ich habe gute Lust, dich bei den Pinkertons anzuzeigen. Vielleicht wirst du dann ja doch noch wegen Feigheit vor dem Feind angeklagt«, sagte er lachend, während dem Soldaten beinahe die Augen aus den Höhlen traten.

»Ja, du hast ihn auf frischer Tat ertappt«, mischte sich jetzt auch Jakov wieder ein und legte die Hand sogleich auf den Griff seines Schwerts.

»Es sind Zeichnungen in dem Buch ...«, stammelte der Soldat noch, wurde aber sogleich von der Menge niedergebrüllt.

Didric sorgte mit einer Geste für Ruhe und hob die Stimme. »Ich sage euch was: Irgendwie interessiert mich dieses Buch. Neugier und Wissensdurst treiben mich an, nicht das Streben nach Gewinn«, verkündete er, während der Goldbrokat auf seinem Rock im morgendlichen Licht nur so funkelte. »Ich werde später wiederkommen und es mir holen. Sagen wir für ... vier Schilling? Zufällig konnte ich gestern ein schönes Geweih zu genau diesem Preis verkaufen«, fügte er mit einem hämischen Blick in Fletchers Richtung hinzu und schritt dann erhobenen Hauptes davon, ohne auf eine Antwort zu warten. Jakov und die meisten anderen Büttel folgten ihm pflichtschuldig.

Der Soldat warf ihm einen hasserfüllten Blick hinterher, dann setzte er sich mit einem tiefen Seufzer auf die Kiste und senkte geschlagen den Kopf. Das Buch ließ er einfach fallen.

Entsetzt über Didrics unerwarteten Sieg, sah Fletcher zu, wie der Wind in den Seiten des aufgeschlagen daliegenden Buchs spielte. Er wusste noch nicht, wie, aber er würde es Didric heimzahlen. Heute noch.

6

DER TAG VERGING UNENDLICH LANGSAM. Berdon hatte alle Hände voll zu tun, und der Brandgeruch vom Beschlagen der Pferde wurde unerträglich. Alle paar Minuten ließ eines der Tiere einen Haufen fallen, der den Gestank noch schlimmer machte. Fletcher hatte nur ein einziges Stück an den Mann gebracht, einen kleinen Dolch. Um dem Mief möglichst schnell zu entfliehen, hatte der Käufer nur kurz gefeilscht und stolze zwölf Silberschillinge für das Stück bezahlt.

Der Soldat auf der anderen Straßenseite hatte seine großen Reden inzwischen eingestellt, aber seine Geschäfte gingen gut. Bis auf das eisenbeschlagene Rhinozeroshorn und – natürlich – das Buch war er beinahe alles losgeworden. Fletcher glaubte den Großteil seiner Geschichte, bezweifelte aber, dass das Buch echte Geheimnisse enthielt. Warum der Soldat so übertrieben hatte, war ihm schleierhaft. Ein Einblick in das Leben eines Schlachtmagiers war auch so schon spannend genug. Zumindest für Fletcher, der das Buch sofort gekauft hätte, wäre da nicht diese Jacke gewesen, die er unbedingt haben wollte.

Der Soldat sah, wie Fletcher das Buch anstarrte, und schmunzelte. Da gerade keine andere Kundschaft in der Nähe war, schlenderte er zu Fletchers Stand und begutachtete eines der besseren Schwerter.

»Wie viel?«, fragte er und zeigte ein paar gekonnte Techniken mit dem Schwert. Schnell wie eine Libelle sauste die Klinge durch die Luft. Geschwindigkeit und Präzision der Bewegungen erschienen für das Alter des Kerls ganz erstaunlich.

»Dreißig Schillinge, und der Dolch, der dazugehört, kostet noch mal sieben«, antwortete Fletcher, den Blick fest auf die andere Hand

des Soldaten geheftet. Er kannte jeden Trick, und was der Mann da gerade vorführte, war einer der ältesten überhaupt: die Aufmerksamkeit des Verkäufers auf ein teures Stück lenken und mit der anderen Hand eines der billigeren in der eigenen Tasche verschwinden lassen.

Der Soldat klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch und lenkte Fletchers Aufmerksamkeit zurück aufs Geschäft. »Abgemacht. Die Klinge hat eine gute Balance und eine hervorragende Schneide. Die Offiziere faseln zwar immer davon, wir sollten unsere Schwerter wie einen Degen führen, aber glaubst du, ein bisschen Gepikse würde einen Ork aufhalten, bevor er dir den Kopf abreißt? Genauso gut könntest du versuchen, dir einen Wolf mit einem Zahnstocher vom Leib zu halten. Ich habe meine Lektion gelernt: Man muss sie mit einem kräftigen Sensenschlag in die Beine fällen, so wie einen Baum. Nicht, dass ich dieses Schwert an der Elfenfront wirklich brauchen werde, aber der Mensch ist nun mal ein Gewohnheitstier.«

Beim letzten Wort stieß er die Waffe mit der Spitze vor sich in den Boden, fischte seine Börse heraus und zählte die Münzen ab. Unterdesen holte Fletcher den Dolch und wickelte ihn in ein Stück Rohleder. Es war zwar ein einfaches Exemplar mit einem Griff aus Eichenholz, dafür aber robust.

»Ist dort, wo du herkommst, Feilschen nicht üblich?«, fragte er, nachdem er das Geld eingesteckt hatte.

»Natürlich ist es das. Mir hat nur nicht gefallen, wie der kleine Hundesohn vorhin über deine Ware gesprochen hat. Und der Feind meines Feindes ist mein Freund, wie es so schön heißt. Ich wünschte allerdings, die Elfen würden sich auch an dieses Sprichwort halten. Bei ihnen heißt es eher: Der Feind meines Feindes ist verwundbar, also falle ich ihm in den Rücken, solange er abgelenkt ist«, brummte der Soldat.

Fletcher ging lieber nicht auf das Thema ein. Viele Menschen in Hominum hegten Sympathien für die Elfen – wenn er sich auf eine Diskussion mit dem Soldaten einließ, könnte das so manchen Händler veranlassen, sich einzumischen, statt sein Pferd von Berdon beschlagen zu lassen.

»Ich fand deine Geschichte spannend. Ich hoffe, du nimmst mir die

Frage nicht übel, aber hat irgendwas davon wirklich gestimmt?«, fragte Fletcher und blickte dem Soldaten fest in die Augen.

Der Mann musterte ihn eine Weile, schließlich lächelte er. »Mag sein, dass ich das eine oder andere ... ein bisschen ausgeschmückt habe. Ich kann nicht so gut lesen und habe die Seiten eher überflogen. Soweit ich es beurteilen kann, wollte der Magier von den Orks lernen. Das ganze Buch ist voll mit Symbolen und nur zur Hälfte übersetzten Abschnitten über die Ork-Clans und ihre Geschichte. Zeichnungen von Dämonen sind auch dabei, verdammt gute sogar. Er war kein sonderlich geschickter Dämonenbeschwörer, aber zeichnen konnte er.« Mit einem Achselzucken nahm er einen Dolch von der Auslage und säuberte sich damit die Fingernägel. »Schade eigentlich. Ich dachte, ich würde das Ding hier gut losbekommen. Jetzt muss ich es billig an der Front verkaufen. Viele Soldaten dort interessieren sich brennend für alles, was die Schlachtmagier so treiben, aber sie haben nun mal kein Geld. Am besten verkaufe ich es an mehrere, Seite für Seite.« Der Gedanke schien ihm zu gefallen, und so nickte er stumm, als hätte er nun endlich eine Lösung für sein Problem gefunden.

»Und was ist mit Didric? Sein Vater ist ein mächtiger Mann, und die Pinkertons wohnen bei ihm! Sollte er dich als Lügner bezichtigen, könnte die Sache übel für dich ausgehen«, warnte Fletcher.

»Pah! Ich hatte schon schlimmere Gegner als einen verzogenen Balg, der mit dem Silberlöffel im Mund auf die Welt gekommen ist. Die beiden Gesetzeshüter begleiten uns schon länger und wissen, dass ich das Buch verkaufen will. Sie haben nie was gesagt. Diese Pinkertons mögen uns Soldaten nämlich. Sie glauben, wir wären aus dem gleichen Holz geschnitzt, auch wenn sie kaum was anderes tun, als Zwerge zu verprügeln, sobald sie ihnen nur einen schiefen Blick zuwerfen. Wenn einer von denen einen Ork nur sieht, macht er einen genauso großen Haufen in seine Hose, wie die Pferde sie hier überall hinterlassen haben«, erwiderte der Soldat mit gerümpfter Nase.

»Gut, aber gib mir Bescheid, wenn Didric kommt, um sich das Buch zu holen. Ich möchte unbedingt sein Gesicht sehen, wenn er erfährt, dass er es nicht bekommen kann.« Fletcher rieb sich voller Vorfreude die Hände.

»Abgemacht.« Mit einem Zwinkern steckte der Soldat das Schwert in die Scheide und schlenderte pfeifend zu seinem Stand zurück.
Das würde ein Spaß werden.

7

DIE SONNE GING ALLMÄHLICH UNTER, und der Soldat war bester Laune. Mittlerweile hatte er alles verkauft, sogar das Rhinoceroshorn, und damit ein kleines Vermögen verdient. Nur das Buch lag nach wie vor unberührt auf der Decke zu seinen Füßen. Jedes Mal, wenn jemand an seinen Stand kam, pries er Fletchers Schmiedewaren so geschickt an, dass dieser noch zwei weitere Dolche sowie eins von den billigeren Schwertern zu einem guten Preis verkaufen konnte. Die Geschäfte waren also gar nicht mal so schlecht gelaufen, und Fletcher konnte es kaum erwarten, sich die erträumte Lederjacke zu holen.

»Was hältst du davon, wenn wir unseren Umsatz nachher mit einem Bier begießen?«, fragte der Soldat und kam ein weiteres Mal an Fletchers Stand.

»Gute Idee, aber zuerst muss ich noch was erledigen«, erwiderte Fletcher und zeigte dem Soldaten seine prall gefüllte Börse.

»Für das Buch?«, fragte der halb im Scherz, aber auch mit einem Anflug von Hoffnung in der Stimme.

»Nein, obwohl ich es gern kaufen würde, wenn ich das Geld dafür hätte. Aber es gibt da so eine Jacke, die ich unbedingt haben will. Mein Ersparnis reicht gerade so dafür. Der Stand hier gehört Berdon, meinem ... Meister, und die Einnahmen von heute wandern alle in seine Tasche.«

Als Berdon seinen Namen hörte, hob er kurz den Blick, nickte dem Soldaten respektvoll zu und konzentrierte sich dann wieder auf den Huf, den er gerade beschlug.

»Ich bin übrigens Fletcher, und wie heißt du?«, fragte er und streckte dem Soldaten die Hand hin.

»Mein Familienname ist Rotterham, aber meine Freunde nennen mich Rotter.« Rotters Hand fühlte sich ledrig an, der Druck seiner Finger war fest und ehrlich. Berdon hatte Fletcher erklärt, dass der Händedruck viel über einen Menschen aussagte.

»Du hast für heute genug verkauft und kannst jetzt Schluss machen, Fletcher!«, rief Berdon plötzlich. »Ich werde den Stand später allein abbauen.«

»Wirklich?« Fletcher konnte es kaum erwarten, im Wirtshaus noch weitere von Rotters Geschichten zu hören.

»Mach schon und verschwinde, bevor ich's mir noch anders überlege«, erwiderte Berdon, während der Huf unter dem Aufbrennen des neuen Eisens zischte.

Der Lederstand war nicht weit entfernt, und als Fletcher sah, dass die Jacke nicht mehr da war, war seine gute Laune sofort verflogen. Seine letzte Hoffnung war, dass Janet sie für ihn auf die Seite gelegt hatte. Keuchend kam er vor dem Stand zum Stehen.

Janet war gerade damit beschäftigt, die Tageseinnahmen zu zählen. Sie blickte auf und hielt schützend die Arme über den Stapel Gold- und Silbermünzen, der vor ihr lag. »Ich fürchte, du hast Pech, Fletcher. Ich habe die Jacke vor einer Stunde verkauft«, sagte sie, noch bevor er überhaupt den Mund aufgemacht hatte. »Aber mach dir keine Sorgen, nachdem sie so gut wegging, werde ich gleich die nächste machen. Dauert nur ein paar Wochen.«

Fletcher nickte niedergeschlagen. Er würde sich wohl in Geduld üben müssen.

»Komm schon, Junge. Morgen ist wieder ein neuer Tag«, sagte Rotter und klopfte ihm auf die Schulter. »Ich geb dir ein Bier aus.«

Fletcher setzte ein gequältes Lächeln auf. »Die Jagdsaison ist sowieso fast vorbei. Ich hätte kaum Gelegenheit, sie diesen Winter noch zu tragen«, murmelte er in dem Versuch, sich ein bisschen aufzumuntern. »Die meiste Zeit werde ich in der Schmiede stehen, damit die nächste Lieferung von Schwertern für die Elfenfront rechtzeitig fertig wird.«

»Auch wenn sie dort kaum zum Einsatz kommen«, ergänzte Rotter lachend.

Im Wirtshaus war es laut und voll. Händler wie Einheimische begossen das Ende des Markttags. Fletcher und Rotter schafften es gerade so, sich mit ihren großen Krügen durch die Menge zu schieben, ohne das Bier auf den ohnehin schon klebrigen Dielenboden zu verschütten. Schließlich entdeckten sie eine Nische mit zwei Stühlen und einem klapprigen Tisch. Dort drinnen sollte es für eine Unterhaltung ruhig genug sein, ohne dass man schreien müsste.

»Macht es dir was aus, mir noch mehr über den Orkkrieg zu erzählen, oder möchtest du lieber nicht darüber sprechen?«, fragte Fletcher und dachte an Rotters zutiefst bewegte Miene, als er von der Nacht berichtet hatte, in der er all seine Kameraden verloren hatte.

»Ganz und gar nicht. Worüber sollte ich sonst reden? Ich kenne ja kaum was anderes als den Krieg«, antwortete Rotter seufzend und gönnte sich einen kräftigen Schluck. Das Bier lief ihm über das stoppelige Kinn, dann setzte er schmatzend den Krug ab.

»Ich habe Gerüchte gehört, dass der Krieg nicht gut für uns läuft. Dass die Orks mutiger werden und sich besser aufstellen«, flüsterte Fletcher. »Aber wie kann das sein?« Er sprach so leise, um von den anderen Gästen nicht als Nestbeschmutzer oder gar Verräter bezichtigt zu werden. Schlecht vom Krieg zu reden gehörte sich nicht. Das war auch einer der Gründe, warum nur sehr wenige Nachrichten von der Orkfront nach Pelz drangen.

»Ich kann dir leider nur weitere Gerüchte anbieten, wenn auch aus besserer Quelle.« Rotter beugte sich so nahe heran, dass Fletcher seinen Bieratem riechen konnte. »Es gibt einen Ork, der versucht, alle Stämme unter einem Banner zu vereinen. Als ihr Häuptling sozusagen. Man weiß nicht viel über ihn, außer dass er ein Albino ist und größer als jeder andere Ork, der je gesehen wurde. Die übrigen Stammesführer halten ihn für eine Art Erlöser, der gekommen ist, um sie vor den Menschen zu retten. Sie folgen ihm blind. So etwas hat es bisher nur einmal gegeben, und zwar vor zweitausend Jahren im Ersten Orkkrieg. Jedenfalls hat dieser Albino die Schamanen der verschiedenen Orkstämme überzeugt, ihre Macht und ihr Wissen zu vereinen.

Gemeinsam können sie uns Dämon um Dämon auf den Hals hetzen und nachts Feuerkugeln auf unsere Forts herabregnen lassen.«

Fletchers Augen wurden immer größer, sein Bier hatte er längst vergessen. Die Lage war also noch schlimmer, als er gedacht hatte. Kein Wunder, dass der König Verbrechern eine Begnadigung in Aussicht stellte, wenn sie sich an die Front meldeten.

»Ab und zu durchbrechen Überfallkommandos unsere Linien und dringen tief ins Innere von Hominum vor. Irgendwann erwischen die Patrouillen sie zwar, aber das kommt immer zu spät. Ich habe schon viel zu viele niedergebrannte Dörfer gesehen, in denen nur noch Asche und verkohlte Knochen übrig waren.« Rotter hatte sich so in Rage geredet, dass er beim Sprechen beinahe die Hälfte seines Biers wieder ausspuckte.

»Ich bin nur froh, dass Pelz so weit im Norden liegt«, murmelte Fletcher und versuchte, die grässlichen Bilder aus seinem Kopf zu verbannen.

»Kampferprobte Veteranen wie ich werden einfach von der Front abgezogen. Die Musketen drücken sie dann irgendwelchen Jungspunden in die Hand und erklären ihnen, sie wären jetzt Soldaten. Du solltest mal sehen, was die meisten von ihnen schon beim ersten Orkanriff machen! Wenn sie Glück haben, kommen sie gerade noch dazu, einen Schuss abzufeuern, dann nehmen sie die Beine in die Hand und suchen das Weite. Eine verfluchte Schande ist das!«, rief Rotter und setzte seinen Krug mit einem Krachen auf dem Tisch ab. »Sie sterben wie die Fliegen, und das ist allein die Schuld des Königs. Er war es doch schließlich, der aus den vereinzelt Gefechten einen flächendeckenden Krieg hat werden lassen. Harold hatte den Thron kaum von seinem Vater geerbt, da schickte er auch schon seine Stoßtruppen in den Dschungel, um die Bäume zu roden und überall Minen zu graben.«

Rotter verstummte für eine Weile und starrte in seinen Krug. Schließlich nahm er einen weiteren Schluck und fuhr fort.

»Ich sag dir was: Ohne die Bändiger würden wir ganz schön in der Klemme stecken. Sie sind zwar ein hochnäsiger Haufen und halten sich für was Besseres, aber wir brauchen sie. Ihre Dämonen behalten die Grenzen im Auge und warnen uns, wenn die Orks kommen.

Außerdem sind die großen Dämonen das Einzige, was ein Kriegs-Rhinozeros aufhalten kann, wenn man gerade keine Kanone oder mindestens hundert Musketen zur Hand hat. Wenn die Feuerkugeln geflogen kommen, schützen die Schlachtmagier die Soldaten mit einem Schild, der sich wie eine Glaskuppel über den Männern aufspannt. Ist wirklich ein Höllenlärm, wenn die Kugeln nachts gegen diese Schilde trommeln, aber wenigstens lebt man am nächsten Tag noch und hat nur schlecht geschlafen, statt elend zu verbrennen.« Rotterham rülpste und hob seinen Krug zu einem Trinkspruch. »Gott schütze diese eingebildeten Pinkel!«

Er schlug sich aufs Knie, leerte den Krug und wischte sich den Bier-schaum vom Mund. Als er aufstehen und zur Schenke gehen wollte, um Nachschub zu holen, stieß ihn eine Hand unsanft zurück.

»Sieh mal einer an. Überrascht mich nicht, dass ihr beide euch so gut versteht. Ein Schurke kommt selten allein, nicht wahr?«, sagte Didric mit einem hämischen Grinsen auf dem Gesicht.

Jakov nahm seine Hand von Rotters Schulter und wischte sie sich demonstrativ an der Hose ab. Didric kicherte. Beide trugen ihre Büt-teluniformen: ein dickes Kettenhemd mit einem Überrock, so grell orangefarben wie die brennenden Fackeln an der Wand.

»Wenn ich mich nicht täusche, hatten wir beide einen Handel vereinbart«, sprach Didric weiter. »Hier sind die versprochenen vier Schilling. Das ist zwar mehr, als du verdient hast, aber man soll doch schließlich Milde walten lassen gegenüber den vom Schicksal Benachteiligten. Stimmt's, Jakov?«

Jakov nickte glucksend.

Fletcher konnte es nicht fassen: Jakov war genauso arm wie er selbst und von genauso niedriger Geburt. Sein Gesicht war vom übermäßigen Bierkonsum stets gerötet, und Fletcher hatte den Verdacht, dass Didric ihn schon den ganzen Abend lang abfüllte, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Nicht dass es dazu viel gebraucht hätte: Jakov gehörte zu der Sorte, die für ein paar Schillinge selbst die eigene Mutter verkauft hätten.

Rotter machte keinerlei Anstalten, die Münzen einzustecken. Er starrte Didric lediglich stumm an, bis der unbehaglich von einem

Fuß auf den anderen trat. »Komm schon, Abmachung ist Abmachung«, verteidigte sich Didric und versteckte sich hinter Jakovs breitem Kreuz. »Ist schließlich nicht meine Schuld, dass du ein Betrüger bist. Du kannst von Glück reden, dass du nicht schon längst im Kerker sitzt.«

Nervös musterte Fletcher Jakov. Der Büttel war beinahe so kräftig wie Berdon und überragte Rotterham um einen ganzen Kopf. Die Dorfwache hatte ihn bestimmt nicht wegen seiner Klugheit angeheuert. Auch Didric war ein gutes Stück größer als Fletcher und vor allem breiter, was bei seiner drahtigen Statur aber auch nicht schwierig war. Rotter starrte Didric weiter wortlos an, und Fletcher wurde allmählich unbehaglich zumute. Als Jakov dann auch noch die Hand auf den Griff seines Schwerts legte, wurde die Anspannung fast unerträglich.

»Durchsuch seinen Beutel. Das Buch ist bestimmt da drin«, befahl Didric mit einem leichten Zittern in der Stimme. Als sich Jakov nach dem Beutel bückte, stand Rotterham abrupt auf, und die beiden taumelten erschrocken zurück.

Fletcher ballte die Fäuste und stand ebenfalls auf. Zufrieden stellte er fest, dass Didric gleich noch einen weiteren Schritt nach hinten machte. Fletchers Herz schlug jetzt so heftig, dass er seinen eigenen Puls hören konnte.

»Wer ein Schwert zieht, sollte auch damit umgehen können«, knurrte Rotter. Seine rechte Hand ruhte auf dem Knauf der neuen Klinge, die er Fletcher abgekauft hatte.

Didric wurde blass. Auf dem Markt war Rotter noch unbewaffnet gewesen. Damit, dass sich das geändert haben könnte, hatte er offensichtlich nicht gerechnet. Verstohlen blickte er zwischen Jakov und Rotter hin und her und kam zu dem Schluss, dass der Büttel in einem Kampf wohl den Kürzeren zöge.

»Keine Waffen«, sagte er schließlich, öffnete seinen Schwertgürtel und ließ ihn zu Boden fallen. Jakov folgte seinem Beispiel.

»Genau, keine Waffen«, erwiderte Fletcher und schüttelte die Fäuste. »Du wolltest deine Uniform ja schon am Tor auf keinen Fall mit Blut von dem Elchkopf beschmutzen.«

Rotter nickte schnaubend und legte seine Waffe auf den Tisch.

»Meine letzte Wirtshausschlägerei ist schon eine ganze Weile her«, sagte er mit einem versonnenen Lächeln und hob Fletchers immer noch halb vollen Krug an die Lippen. »Kämpfe schmutzig und stürz dich sofort auf sein Gesicht. Regeln sind was für Edelmänner wie die hier, aber nicht für uns«, sagte er aus dem Mundwinkel, kippte dem viel größeren Jakob mit einer blitzschnellen Bewegung das Bier in die Augen und rammte ihm dann das Knie zwischen die Beine. Als Jakob sich vor Schmerz zusammenkrümmte, brach ihm Rotter mit einem Kopfstoß das Nasenbein.

Fletcher tat wie ihm geheißen und schlug auf Didrics rundliches Gesicht ein. Das Ziel war kaum zu verfehlen, und schon der erste Schlag landete genau auf Didrics Nase. Blut spritzte wie aus einer überreifen Tomate, und ein stechender Schmerz fuhr in Fletchers Fingerknöchel, aber er ignorierte ihn und rammte Didric noch mit derselben Bewegung die Schulter in die Brust – was ein Fehler war, wie sich gleich darauf herausstellte.

Die beiden gingen gemeinsam zu Boden, und dort war der schwerere Didric im Vorteil. Er schlang ihm von hinten einen Arm um den Hals und drückte zu. Fletcher wurde bereits schwarz vor Augen, da biss er in einem letzten verzweifelten Versuch in das frei liegende Stück Haut an Didrics Handgelenk. Er hörte einen schrillen Schrei gleich neben seinem Ohr, und dann ließ der Druck nach. Wie ein gestrandeter Fisch schnappte Fletcher nach Luft, holte mit dem Ellbogen aus, rammte ihn Didric in den Bauch und wirbelte herum.

Didric stürzte sich sofort wieder auf ihn und versuchte Fletcher erneut zu Boden zu drücken, aber diesmal war dieser bereit. Er packte Didric am Kragen und rollte so herum, dass er auf seinem Widersacher zu liegen kam. Dann ließ er den Kragen los, packte Didrics Hals und drückte zu.

Mit dem einen Arm versuchte Didric, Fletchers Hände wegzuschlagen, mit dem anderen fischte er nach etwas an seinem Gürtel.

»Vorsicht!«, brüllte Rotter.

Fletcher konnte gerade noch rechtzeitig aufspringen. Ein Krumdolch fuhr durch den Stoff seiner Tunika und hinterließ einen roten Streifen auf seinem Bauch. Der Schnitt brannte wie Feuer, und die

Tunika verfärbte sich von frischem Blut, doch Fletcher wusste, dass die Wunde nur oberflächlich sein konnte.

Didric rappelte sich hoch und stach erneut zu. Fletcher machte einen Satz nach hinten, da sah er Rotters Schwerts Spitze aufblitzen. Sie zeigte genau auf Didrics Kehlkopf.

»Hattest du nicht gesagt, Abmachung ist Abmachung?«, knurrte Rotter und trat einen Schritt nach vorn, sodass Didric zurückweichen musste und über den bewusstlos am Boden liegenden Jakov stolperte.

Im Wirtshaus war es mittlerweile totenstill, alle beobachteten gespannt die Szene. Das einzige Geräusch war Didrics Keuchen. Anscheinend versuchte er, etwas zu sagen, aber kein Wort kam über seine Lippen.

»Was meinst du? Sollen wir das Gleiche mit ihm machen, was er bei dir versucht hat? Deine Eingeweide würden jetzt überall auf dem Boden verteilt liegen, wenn ich den Dolch nicht rechtzeitig gesehen hätte«, sagte Rotter so laut, dass alle Gäste es hörten.

Gemurmel wurde laut, einige der Zuhörer nickten.

»Lieber nicht«, erwiderte Fletcher und drückte Rotters Klinge nach unten. »Man soll doch schließlich Milde walten lassen gegenüber den vom Schicksal Benachteiligten«, fügte er mit vor Verachtung triefender Stimme hinzu.

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da war Didric schon an der Tür. Sein Schwert und den bewusstlosen Jakov ließ er einfach liegen. Die Tür fiel krachend ins Schloss, die anderen Gäste riefen Didric noch ein paar Schmähungen hinterher, da lockerte sich die Stimmung auch schon wieder, und die ersten Lacher ertönten.

»Puh«, sagte Fletcher erleichtert. »Ich werd dir später ein Bett bei uns in der Schmiede machen. Woanders bist du heute Nacht nicht sicher.«

8

FLETCHER ÖFFNETE DIE AUGEN und bereute es sofort. Das graue Licht, das durchs offene Fenster hereinfl, war viel zu grell. Bibbernd setzte er sich auf, stolperte ans Fenster und schlug es zu. Anscheinend war er so betrunken gewesen, dass er es gestern Nacht offen gelassen hatte. Sein Atem bildete weiße Wölkchen in der eiskalten Luft, während er sich blinzelnd umsah. Rotter war nicht mehr da, nur die Felle, die er ihm gegeben hatte, lagen aufeinandergestapelt in einer Ecke. Fletcher trat nervös ins Freie und sah, dass auch das Maultier fort war. Keine Spur mehr von dem Soldaten.

»Na, endlich aufgewacht?«, fragte Berdon verärgert. Er stand mit vor der Brust verschränkten Armen am Eingang zur Schmiede und musterte Fletcher skeptisch.

Der nickte stumm. Ihm war zu schlecht, um etwas zu erwidern, und er schwor sich, nie wieder einen Tropfen Alkohol anzurühren.

»Er hat mir alles von letzter Nacht erzählt, bevor er aufgebrochen ist. Ich bin ja kein Freund von Schlägereien und schon gar nicht davon, wie knapp die Sache ausgegangen ist, aber der kleine Emporkömmling hatte mal eine Abreibung verdient«, sprach Berdon mit einem wehmütigen Lächeln weiter und zerzauste Fletchers Haar, wie es so seine Art war.

Fletchers Schädel erbebtte erst unter der groben Zuneigungsbekundung, und dann wurde ihm schwindlig. Schließlich fuhr er herum und entleerte seinen Mageninhalt aufs Pflaster.

»Geschicht dir recht. Lass es dir eine Lehre sein«, kommentierte Berdon lachend. »Warte, bis du erst mal richtigen Schnaps getrunken

hast. Dann wirst du dir am nächsten Morgen wünschen, es möge dir so gut gehen wie jetzt!«

Fletcher versuchte, sich den bitter-sauren Geschmack aus dem Mund zu würgen, dann wankte er in sein Zimmer zurück. Dort angekommen wickelte er sich in die Felle, die er Rotter gegeben hatte, und ließ sich stöhnend auf seine Pritsche sinken. »Ich glaube, jetzt ist alles draußen«, keuchte er und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

»Stimmt. Die Ratten werden sich über das Festmahl freuen«, rief Berdon von der Schmiede herüber. »Ich brate dir ein paar Würste und hol dir schön kaltes Wasser aus dem Brunnen.«

Allein bei dem Gedanken an Essen wurde Fletcher erneut schlecht, aber vermutlich hatte Berdon recht: Nach einem herzhaften Frühstück würde es ihm besser gehen. Fletcher zog die Decken noch enger um sich und genoss eine Weile die Wärme, die die zusätzlichen Felle spendeten. Als er das Bratfett in der Pfanne zischen hörte, drehte er sich auf die andere Seite, um es sich so richtig bequem zu machen, da spürte er einen Gegenstand unter sich.

Fletcher tastete mit der Hand und zog ihn hervor. Es war ein kleiner Leinensack, den Rotter in eins der Felle gewickelt hatte. Daran hing ein Stück Pergament. Fletcher machte es los und kniff die Augen zusammen, um das unleserliche Gekritzeln darauf zu entziffern.

Fletcher

*die Nacht im Wirtshaus werd ich lang in guter Erinnerung
behalten. Hoffe Dir gefellt mein Abschießgeschänk.*

Rotter

Rotter hatte nicht übertrieben, als er sagte, er könne nicht allzu gut lesen und schreiben, aber Fletcher verstand die Botschaft auch so. Der alte Haudegen hatte sich in den frühen Morgenstunden davongestohlen und ihm, anstatt sich zu verabschieden, ein Andenken dagelassen. Für Fletcher ging das in Ordnung. Er wusste zwar nicht, was er mit einem Koboldlendenschurz oder was auch immer in dem Beutel war, anfangen sollte, dennoch war er sicher, dass er Rotter bald wiedersehen würde.

Er öffnete das Bändchen und griff in den Sack. Etwas Hartes, Kantiges war darin, irgendwie rechteckig. Das war doch nicht ...? Fletcher drehte den Sack um und schnappte laut nach Luft, als er sah, was daraus hervorgepurzelt kam: das Buch des Dämonenbändigers!

Ehrfürchtig strich er über den braunen Ledereinband und befühlte das in den Deckel geprägte Pentagramm. An den Zacken befanden sich eigenartige Symbole, eines merkwürdiger als das andere. Die Seiten des Buchs waren in einer kleinen, schnörkeligen Handschrift beschrieben, immer wieder unterbrochen von weiteren Symbolen und Zeichnungen fremdartiger Geschöpfe, die Fletcher noch nie zuvor gesehen hatte. Das Buch war so dick wie ein Eisenbarren und in etwa auch genauso schwer. Es zu lesen würde Monate dauern.

Als Fletcher das Klappern von Geschirr hörte, versteckte er das Buch hastig zwischen den Decken. Kurz darauf kam Berdon mit einem Teller herein, den er vorsichtig auf der Pritsche abstellte. Die Würste darauf waren köstlich angebraten und mit Steinsalz und gemahlenem Pfeffer gewürzt.

»Iss das. Danach geht's dir besser.« Berdon warf ihm noch ein mitfühlendes Lächeln zu, dann verschwand er wieder.

Der Duft ließ Fletcher das Wasser im Mund zusammenlaufen, dennoch mussten die Würste noch warten. Als er das Buch wieder hervorholte, fiel ganz hinten eine einzelne Seite heraus. Sie war nicht aus Pergament wie die anderen und leicht durchschimmernd. Fletcher schlug die Stelle auf, an der sie in das Buch geklemmt gewesen war, und las.

Es ist jetzt ein Jahr her, dass Lord Etterington mir diesen Forschungsauftrag erteilte, und doch bin ich auf meiner Suche nach einem neuen Weg in den Äther kaum einen Schritt vorangekommen. Ich bin lediglich sicher, dass die Orkschamanen bei ihren Pentagrammen andere Symbole verwenden als wir. Bisher ist es mir nicht gelungen, sie mit ausreichender Genauigkeit nachzuzahlen. Dennoch bin ich zuversichtlich, mehr darüber herauszufinden, sobald ich Territorium betrete, das vom Einfluss Hominums noch unberührt ist. Ich muss hinter die Front gelangen und dort eine Beschwörung beobachten, wenn irgend möglich auch das Pentagramm zu Gesicht bekommen,

das der Schamane benutzt. Wir sollten unter allen Umständen herausfinden, was die Symbole bedeuten und in welcher Reihenfolge sie verwendet werden.

~

Heute hat meine Suche endlich Früchte getragen, wenn auch nicht die erhofften. Bei meinen Grabungen in einer zerstörten Orksiedlung entdeckte ich eine Zauberformel. Sie war in ein Stück menschliche Haut geritzt. Das Übersetzen bereitete mir unerwartete Freude. Die Orksprache mag grob und brutal sein, doch sie hat eine wilde Schönheit, die ich nicht mit Worten erklären kann.

~

Ich vermute, bei richtiger Anwendung dient die Zauberformel dazu, einen Dämon an diejenigen zu binden, der sie vorträgt. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich bei dem Dämon um einen niederen Wichtel, den ein Schamane seinem Lehrling am Beginn der Ausbildung in den dunklen Künsten zum Geschenk macht. Die Formel bietet mir die seltene Gelegenheit, einen Dämon aus einem anderen Teil des Äthers zu untersuchen. Die Arbeit mit diesem Wichtel könnte meine weiteren Forschungen in die richtige Richtung lenken. Mit jedem Fehlschlag wird meine Entschlossenheit nur noch größer, jedoch werde ich das Gefühl nicht los, dass meine blaublütigen Kollegen meine Arbeit lediglich belächeln. Mein Dämon mag schwach sein, doch am Ende werde ich ihnen beweisen, dass ich ebenso zum Offizier taugte wie sie.

~

Wir brechen auf. Der kommandierende Offizier hat mich in sein Zelt gerufen – vielleicht bekomme ich nun endlich Gelegenheit, in unberührtes Orkterritorium vorzudringen.

Der letzte Absatz war ein unleserliches Gekritzeln, als wäre er in großer Eile geschrieben worden. Es handelte sich ohne Zweifel um ein Tagebuch. Fletcher schlug die erste Seite auf, und dort fand sich der Name des Verfassers. »Tagebuch von James Baker«, stand da in goldenen Lettern geschrieben.

Fletcher wunderte sich über den schlichten Namen. Dieser Baker musste zu den wenigen Nicht-Adligen gehören, die über die Gabe der Beschwörung verfügten. Ein Bürgerlicher entdeckte sie stets nur durch Zufall, etwa wenn er ein Schriftstück in die Hände bekam, das nicht für ihn bestimmt war, und beim Lesen versehentlich einen Dämon herbeirief. Seit diese Tatsache bekannt war, wurden in den größeren Städten praktisch alle Jungen und Mädchen in Fletchers Alter überprüft, ob sie über die höchst seltene Fähigkeit verfügten, einen Dämon herbeizurufen und zu bändigen. Pelz war allerdings zu klein und zu abgelegen, als dass die Inquisition das Dorf jemals besuchen würde.

Fletcher inspizierte das lose Blatt und dachte mit Grausen daran, aus was es hergestellt war. Die Runen darauf sagten ihm nicht das Geringste, darunter stand jedoch noch ein Zusatz, offensichtlich von James Baker geschrieben: Er hatte die Runen in die Sprache Homi-nums übertragen, und zwar in Lautschrift!

Fletcher grinste und machte sich über seine Würste her. Sie schmeckten köstlich. Dennoch fiel es ihm schwer, den Blick von den Runen abzuwenden, denn er wusste jetzt schon, was er heute Nacht tun würde...

9

FLETCHER ÜBERLEGTE, warum er sich überhaupt die Mühe gemacht hatte, zum Friedhof zu schleichen. Es würde ohnehin nichts passieren. Er wusste doch, dass die meisten Bürgerlichen, bei denen die Gabe der Beschwörung entdeckt wurde, schon zuvor Anzeichen ihrer Begabung zeigten. Manchmal bewegten sie einen Gegenstand, ohne ihn zu berühren, oder erzeugten einen Funken. Fletchers einzige besondere Fähigkeit war, dass er die Zunge rollen konnte.

Trotzdem war es ein aufregendes Abenteuer, und wenn er die Beschwörungsformel gelesen hatte, konnte er sie bei seinem nächsten Ausflug an die Elfenfront verkaufen, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen, er hätte es nicht wenigstens versucht. Natürlich würde er Rotter ausfindig machen und das Geld mit ihm teilen. Der Soldat hatte ihm ein wirklich großzügiges Abschiedsgeschenk dagelassen, außerdem stand Fletcher in seiner Schuld, nicht umgekehrt.

Er legte das Buch auf einen Baumstumpf und setzte sich auf einen verfallenen Grabstein ein paar Schritte daneben. Fletcher hatte lange überlegt, ob er das Buch mitnehmen sollte oder nicht. Didric und seine hinterhältigen Freunde hätten ihm unterwegs auflauern und es ihm wegnehmen können, oder sie brachen in sein Zimmer ein, während er fort war. Am Ende hatte er beschlossen, es lieber doch mitzunehmen. Vielleicht auch nur, weil er sich einfach nicht davon trennen konnte.

Das durchschimmernde Blatt mit den Runen darauf fühlte sich wie Leder an. Mit Entsetzen dachte Fletcher daran, wie es hergestellt war: Die Orks hatten die Symbole in die Haut eines armen Tropfs geritzt

und so lange gewartet, bis sie vernarbt waren, um ihn dann bei lebendigem Leib zu häuten. Er erschauerte bei der grausamen Vorstellung und hielt das Stück Haut ganz am Rand zwischen Daumen und Zeigefinger. Die Oberfläche war überraschend rau und trocken.

Die Schrift darauf war kaum mehr als eine Abfolge aneinandergereihter Silben. Sie erinnerten Fletcher eher an das Do-Re-Mi eines Barden denn an die Orksprache. Andererseits wusste er nicht einmal, um welche Sprache es sich überhaupt handelte. Vielleicht hatten die Orks die Zeilen ja aus einer anderen Sprache in die ihre übersetzt. Außerdem hatte James Baker in sein Tagebuch geschrieben, der Dämon wäre schon einmal beschworen und jemandem »zum Geschenk gemacht« worden. Was auch immer das bedeuten mochte. Fletcher würde trotzdem sein Glück versuchen und sich dann wieder ins warme Bett legen, glücklich und zufrieden, dass er es wenigstens probiert hatte.

»*Di rah go mai lo fa lo go rah lo ...*«, begann er und kam sich etwas lächerlich dabei vor. Zumindest beobachtete ihn niemand. Außer den Geistern von Leuten, die längst tot waren, vielleicht.

Die Worte gingen Fletcher so leicht von der Zunge, als kenne er sie auswendig. Er konnte gar nicht mehr aufhören, selbst wenn er es versucht hätte, er stand wie unter dem Zwang, laut und deutlich weiterzusprechen. Eine trunkene Wärme breitete sich in ihm aus, doch fühlte er sich nicht benebelt wie von dem Bier im Wirtshaus. Er war im Gegenteil so vollkommen klar im Kopf, als schaue er in einen schimmernden Gebirgssee. Die Formel war wie eine mystische Gleichung, die sich immer wieder von selbst erneuerte und zu einem melodiosen Gesang zusammenfügte.

»*Fai lo so nei di roh ...*«

Weiter und weiter ertönten die Silben, bis Fletcher schließlich die letzte Zeile erreichte. Als die allerletzten Töne über seine Lippen kamen, spürte er eine Veränderung in seinem Bewusstsein, die ihm wohlvertraut war: Eine vollkommene Klarheit durchflutete ihn wie in jenem Sekundenbruchteil, in dem er die Sehne seines Bogens schwirren ließ, nur doppelt so stark. Fletcher kannte das Gefühl zwar, aber diese Intensität war neu. Auch seine Wahrnehmung der Welt

um ihn herum veränderte sich. Die Farben wurden heller und schillerten jetzt. Die kleinen Winterblumen, die zwischen den Gräbern wuchsen, erstrahlten wie in einem himmlischen Licht, so stark war die Wirkung.

Fletchers Herz schlug wie wild, und dabei spürte er einen Sog, zuerst noch ganz schwach. Dann aber wurde er immer stärker, bis es Fletcher von dem Grabstein herunterzog und er auf die Knie sank. Er hob den Kopf und sah, dass der Deckel des Buchs zu flimmern begonnen hatte. Mit weit aufgerissenen Augen beobachtete er, wie das in einem Kreis beschriebene Pentagramm violett aufleuchtete und ein Stückchen darüber ein blaues Licht erschien, als wäre es schon immer da gewesen. Klein wie ein Glühwürmchen, wuchs es mit rapider Geschwindigkeit auf die Größe eines Kürbisses an. Es schwebte einfach in der Luft und wurde schließlich so hell, dass Fletcher zuerst den Blick abwenden und dann die Augen mit den Händen bedecken musste, weil die Kugel erstrahlte, als handle es sich um eine kleine Sonne. Ein Fauchen wie von Berdons Schmiedeofen ertönte jetzt so laut, dass Fletchers Kopf zu schmerzen begann.

Es kam ihm vor wie Stunden, dann hörte es plötzlich auf. Um Fletcher herum war alles so dunkel und still, dass er glaubte, er sei tot. Sein Oberkörper war vornübergesunken, sodass seine Stirn den Boden berührte. Gierig sog er den Geruch des feuchten Grases ein und füllte seine Lunge, um sich zu versichern, dass er noch am Leben war, da roch er den Schwefel in der Luft. Dieser Geruch war zuvor noch nicht da gewesen. Als Fletcher dann auch noch ein leises Zirpen hörte, hob er den Kopf.

Ein Dämon kauerte auf einem kleinen Erdhaufen zwei Schritt entfernt. Er saß auf den Hinterbeinen, sein Schwanz zuckte hin und her wie der einer Katze, und zwischen den Klauen hielt er etwas Schwarzes, Glänzendes – wahrscheinlich einen insektenartigen Wichtel aus dem Äther. Wie ein Eichhörnchen an einer Nuss knabberte der Dämon an dem Panzer des Käfers. Er war ungefähr so groß wie ein Frettchen, hatte einen ebenso schlanken Körper mit geschmeidigen Gliedmaßen und sah aus, als könnte er gut springen. Die glatte Haut war so tief burgunderfarben wie guter Wein. Seine großen, klugen Augen hatten

die Farbe von Bernstein. Zu Fletchers Überraschung hatte der Dämon kein Maul mit langen Zähnen darin, sondern eine spitze Schnauze, die beinahe wie der Schnabel einer Flussschildkröte aussah. Mit einem letzten Bissen verschlang das Wesen den Käfer, dann hob es den Kopf und fixierte Fletcher.

Der wurde leichenblass und presste sich mit dem Rücken gegen den Grabstein. Der Dämon stieß ein Fiepen aus und versteckte sich mit einem schnellen Sprung hinter dem Baumstumpf. Nur der Schwanz lugte noch hervor, sodass Fletcher den scharfen Dorn am Ende sehen konnte. Er sah aus wie eine aus einem Hirschgeweih gemachte Pfeilspitze.

Der Friedhof lag vollkommen ruhig. Nicht einmal eine Brise störte die Stille, die sich wie eine Decke über Fletchers Welt gebreitet hatte. Nach einer Weile tauchten die gelblichen Augen der Kreatur über dem Baumstumpf auf. Als ihre Blicke sich begegneten, spürte Fletcher eine Berührung in seinem Geist, als versuche ein fremdartiges Wesen, eine Verbindung zu seinem Bewusstsein herzustellen. Alles in ihm schrie danach, die Flucht zu ergreifen, doch seine Neugier sagte Nein: die Anziehung zwischen ihm und diesem Wesen war zu stark.

Fletcher atmete tief ein und sammelte seine Kraft, um jeden Moment loszurennen, da machte der Dämon einen Satz und landete direkt auf seiner Brust. Den Kopf auf die Seite gelegt, blickte er zu ihm auf und musterte Fletcher eine Weile, dann begann er plötzlich zu zwitschern und tätschelte mit einem Vorderbein Fletchers Brust.

Wie erstarrt saß Fletcher da und hielt den Atem an.

Die Kreatur trillerte weiter vor sich hin und begann zu Fletchers Entsetzen auch noch an ihm hochzuklettern. Erst spürte er, wie die Klauen des Wesens durch sein Hemd stachen, und dann wickelte es sich auch noch wie eine Schlange um seinen Hals. Sein ledriger Bauch fühlte sich glatt und warm an. Der Schwanz streifte Fletchers Gesicht und legte sich daraufhin in einer Schlinge um seinen Hals. Fletcher spürte den heißen Atem der Kreatur an seinem Ohr und war sicher, dass sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Der Dämon würde ihn erwürgen und ihm den schmerzvollen Tod bereiten, dem er Dank Rotters Beistand am Abend zuvor noch einmal entronnen war.

Wenigstens mussten sie seine Leiche nicht weit tragen, dachte er bitter, während der Griff um seinen Hals immer fester wurde.

Fletcher schloss die Augen und betete, dass es wenigstens schnell gehen möge.

10

DIE ZEIT VERGING IM SCHNECKENTEMPO. Inzwischen musste die dritte Glocke geläutet haben, bis zum Morgengrauen blieben nur noch wenige Stunden. Fletcher wurde allmählich kalt, aber er wagte nicht einmal zu zittern. Er hatte nämlich Angst, den Wichtel damit aufzuscheuchen. Aus dem Augenwinkel sah er die kleinen Dampfwölkchen, die der Dämon bei jedem Atemzug ausstieß. Die Brust des Wesens hob und senkte sich in gleichmäßigem Rhythmus, und Fletcher vernahm ein leises Wispern, das sein Ohr kitzelte. Es hörte sich beinahe an ... als schliefe der Dämon! Wie das passiert war, konnte sich Fletcher nicht erklären, aber das machte auch nichts. Hauptsache, er lebte noch.

Als er versuchte, den Wichtel von seinem Hals zu wickeln, stieß der ein Brummen aus und verstärkte seinen Griff noch. Die Klauen gruben sich ein weiteres Stückchen tiefer in Fletchers Haut, eine davon sogar bedrohlich nahe an seiner Halsschlagader. Als er die Versuche wieder einstellte, machte der Dämon ein zufriedenes Geräusch, und der Druck der Klauen ließ nach. Fletcher musste an eine Katze aus dem Dorf denken, die bei Schneesturm immer in sein Zimmer geschlichen kam, sich auf seinen Schoß kuschelte und ihn jedes Mal erbot anfauchte, wenn er Anstalten machte aufzustehen. Der kleine Wichtel war genauso besitzergreifend.

Fletcher stand behutsam auf und hielt den Hals vollkommen gerade, als balanciere er einen Krug voll Wasser auf dem Kopf. Dann bückte er sich mit einiger Mühe nach dem Buch, schob das lose Blatt zurück zwischen die Seiten und hob es auf. Wenn er diesen

Dämon wieder loswerden wollte, würde er wahrscheinlich das Buch dazu brauchen.

In diesem Augenblick hörte Fletcher ein Geräusch. Es waren zornige Stimmen, die vom gegenüberliegenden Ende des Friedhofs kamen und ständig näher rückten. Schließlich sah er eine Fackel. Wie hatten sie ihn nur gefunden? Hatte ein Anwohner den Lärm gehört, den die Beschwörung gemacht hatte, oder das Licht gesehen? Unwahrscheinlich, denn der Friedhof lag ein ganzes Stück nördlich von dem eigentlichen Dorf und war nur über einen schmalen Ziegenpfad zu erreichen. Das nächste Haus stand fast eine Meile entfernt.

Fletcher sah sich panisch um und entdeckte ein verfallenes Mausoleum ganz in der Nähe. Es war in etwa so groß wie eine kleine Hütte, das Dach und die Säulen waren mit kunstvollen Blumenschnitzereien verziert, denen Wind und Wetter allerdings schlimm zugesetzt hatten. Er schlich darauf zu und duckte sich durch den niedrigen Eingang.

Drinnen war es stockfinster. Fletcher tastete sich bis zum Ende des steinernen Sarkophags in der Mitte vor und ging dahinter in Deckung. Er stellte sich gerade die Knochen der Dorfbewohner vor, die seit Jahrhunderten in der Krypta unterhalb von seinem jetzigen Standort wie Feuerholz aufgestapelt lagen, da sah er schon den Schein der Fackel vor dem Eingang des Mausoleums.

»Allmählich glaube ich, die ganze Mühe war umsonst«, fluchte Didric.

»Aber wenn ich dir doch sage, dass ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie er durch das hintere Tor geschlichen und in diese Richtung weitergegangen ist.«

Auch diese Stimme erkannte Fletcher wieder. Sie gehörte Didrics Trinkgefährtin Calista. Sie war erst vor Kurzem ein Büttel geworden und schien ihm beinahe genauso sadistisch veranlagt wie Didric.

»Aber das ist doch absurd. Wieso sollte er mitten in der Nacht ausgerechnet zum Friedhof gehen? Er hat ja nicht mal eine Familie. Wessen Grab sollte er hier besuchen?«, schimpfte Didric.

»Er muss aber hier sein. Auf den Feldern und in den Scheunen haben wir schon nachgesehen, und da war er nicht. Nördlich vom Dorf gibt es nur noch den Friedhof«, beharrte Calista.

»Gut, dann sucht eben. Vielleicht schleicht er ja hinter den Grabsteinen herum. Komm schon, du auch, Jakov! Ich bezahle dich schließlich nicht fürs Rumstehen«, bellte Didric.

Jakov stöhnte, und Fletcher zog den Kopf ein, als sich der lange Schatten, den Jakov im Schein von Didrics Fackel warf, in Richtung Mausoleum bewegte.

Das waren schlechte Neuigkeiten. Didric und Calista hätte er vielleicht noch in die Flucht schlagen können, aber wenn Jakov auch dabei war ... Die einzige Möglichkeit, die Fletcher jetzt noch blieb, war Flucht. Soweit er wusste, hatte die Dorfwache Calista in ihre Dienste genommen, weil sie eine hervorragende Läuferin war. Fletcher bezweifelte, dass er schneller rennen konnte als sie, vor allem wenn er diesen Dämon um den Hals hängen hatte. Das einzig Gute war, dass sie nur eine einzige Fackel bei sich hatten. Vielleicht würde es ihm in der Dunkelheit gelingen, sie abzuhängen.

Fletcher kauerte sich wieder auf den kalten Marmorboden und wartete. Er konnte nur hoffen, dass sie abzogen, ohne im Mausoleum nachzusehen. Dabei war es das offensichtlichste Versteck von allen auf dem Friedhof. Andererseits war Fletcher hinter dem Sarkophag nicht zu sehen. Vielleicht streckten sie nur kurz den Kopf herein und verschwanden dann wieder.

Der Fackelschein von draußen wurde immer fahler, während Didric die Reihen der Gräber entlangging. Da hörte Fletcher, wie ein heftiger Regenschauer auf das Dach des Mausoleums trommelte, und atmete auf. In diesem Wolkenbruch würden sie die Suche gewiss bald abbrechen. Durch einen Riss drangen bereits die ersten Tropfen, und gleich neben Fletcher bildete sich eine Pfütze. Er wich vor dem näher kommenden Wasser zurück und versuchte die Ruhe zu bewahren, was angesichts der Gefahr, die draußen auf ihn lauerte, gar nicht leicht war. Mit schlechtem Gewissen dachte er an seine Jagdausflüge im Wald und hoffte, dass die Tiere, denen er nachstellte, nicht genauso schreckliche Angst hatten wie er in diesem Augenblick.

Gerade als er schon glaubte, es überstanden zu haben, merkte er, wie es im Mausoleum plötzlich heller wurde. Das musste Didric mit seiner Fackel sein! Fletcher hörte lautes Fluchen und dann das Plätschern von

Wasser, als Didric nur wenige Schritte von ihm entfernt seinen Mantel auswrang. Die ebenfalls durchnässte Fackel flackerte noch kurz, dann verlosch sie.

Didric fluchte noch lauter. Kurz darauf kamen auch Jakov und Calista herein, beide genauso nass und übel gelaunt wie ihr Anführer.

»Habe ich etwa gesagt, dass ihr die Suche abbrechen dürft?«, brummte Didric.

»Fletcher ist nicht mehr hier«, erwiderte Calista niedergeschlagen.
»Er muss wieder nach Hause gegangen sein, als ich dich holen ging.«

»Glaubt bloß nicht, dass ich euch für diesen Fehlschlag auch noch bezahlen werde«, fauchte Didric. »Kein Fletcher, kein Geld.«

»Aber wir sind vollkommen durchnässt!«, jammerte Jakov mit klappernden Zähnen.

»Ach, werd endlich erwachsen. Wir sind schließlich alle nass geworden. Das kleine Schlitzohr mag uns entwischt sein, aber das bedeutet nur, dass es umso schlimmer für ihn wird, wenn wir ihn endlich kriegen. Los jetzt, verschwinden wir.«

Die Stimmen entfernten sich wieder, und Fletcher seufzte in aller Stille. Und dann, gerade als er schon dachte, er hätte es überstanden, wachte der Dämon auf. Er streckte sich mit einem lauten Gähnen, leckte Fletcher liebevoll übers Gesicht und ließ sich auf seinen Schoß fallen.

»Was war das?!«, rief Didric.

Mist.

11

FLETCHER STAND AUF UND straffte die Schultern. Der Wichtel purzelte zu Boden, stieß ein beleidigtes Piepen aus und verkroch sich murrend in eine Ecke.

»Bist du das, Fletcher?« Didric spähte in die Dunkelheit. Nur etwas Mondlicht fiel durch den Eingang, sodass er Fletcher wenn überhaupt bloß als dunklen Schatten erkennen konnte. Er kam näher.

»Was willst du, Didric? Musst du nicht schon längst im Bett sein?«, fragte Fletcher und versuchte, möglichst selbstbewusst zu klingen. Er gab sich lieber gleich zu erkennen, bevor Didric noch näher kam. Solange der Sarkophag zwischen ihnen war, fühlte er sich sicherer.

»Das kleine Schlitzohr ist also tatsächlich hier!«, rief Didric, als hätten Jakov und Calista Fletcher nicht ebenso hören können. Ihre Silhouetten zeichneten sich in dem vom Mondlicht erhellten Eingang ab, sodass Fletcher zumindest wusste, wo sie waren. Da sie den Weg nach draußen versperrten, half ihm das allerdings nicht weiter.

»Sitzt wie eine Ratte in der Falle«, fügte Didric hämisch hinzu. »Dumm gelaufen, was, Fletchery?«

»Wie ich sehe, hast du deine beiden Kindermädchen auch dabei«, erwiderte Fletcher und überlegte fieberhaft, wie er hier wieder rauskommen sollte. »Drei gegen einen also? Warum kämpfst du nicht Mann gegen Mann mit mir? Ach, ich vergaß: Das hatten wir ja schon ...«

»Halt den Mund!«, fuhr Didric auf. »Du hast nur einen einzigen Glückstreffer gelandet. In einem fairen Kampf hätte ich dich zu Brei geschlagen.« Seine Stimme troff nur so vor verletztem Stolz und Rachedurst.

Fletcher wusste, er hatte nur eine Chance, wenn sich die anderen beiden aus dem Kampf heraushielten. »Dann kämpfen wir eben noch einmal. Dann können Jakov und Calista bezeugen, was passiert, wenn ich keinen Glückstreffer lande.« Er ballte die Fäuste und machte einen Schritt auf Didric zu.

Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann kicherte Didric plötzlich. »Nicht doch, Fletcher. Ich kann mir schon denken, was du vorhast, aber ich will gar nicht mit dir kämpfen.« Sein Lachen hallte gespenstisch von den Wänden wider, und Fletcher lief ein eiskalter Schauer über den Rücken.

»Na schön, dann eben nicht«, sagte Fletcher über Didrics Gelächter hinweg. »Bringen wir's hinter uns, ich habe auch noch anderes zu tun«, fügte er hinzu und legte eine Hand auf den steinernen Deckel über der Krypta. In einer verfallenen Kapelle außerhalb des Friedhofs gab es noch einen Zugang zu den unterirdischen Grabkammern. Wenn es Fletcher gelang, diesen Deckel hier zu öffnen, konnte er durch die Kapelle fliehen. Er musste ihn nur beiseiteschieben, ohne dass die drei es merkten. Wie gut, dass sich Didric so gern reden hörte.

Als Jakov und Calista in Didrics Gelächter mit einstimmten, schob Fletcher die Steinplatte ein Stückchen zur Seite. Stein knirschte auf Stein, und Fletcher zuckte zusammen. Die Platte ganz wegzuschieben würde länger dauern, als er gehofft hatte.

»Wir sind gar nicht hier, um dich zusammenzuschlagen, du Idiot«, sprach Didric schließlich weiter. »Wir werden dich töten, Fletcher. Gut, dass wir dich ausgerechnet hier gefunden haben. Der Friedhof ist das geeignete Versteck für deine Leiche.«

Fletcher hörte, wie sie ihre Schwerter zogen, und sein Herz setzte einen Schlag lang aus. Mit zusammengebissenen Zähnen stemmte er sich erneut gegen den Deckel und öffnete ihn noch ein Stück weiter, aber eben nicht weit genug. Er brauchte mehr Zeit. »Ihr wollt mich töten, während die Pinkertons im Dorf sind?«, höhnte er. »Du bist ja noch dümmer, als ich gedacht hätte. Berdon weiß, dass ich hier bin. Er wird sofort zu ihnen gehen, wenn ich nicht bald zu Hause bin«, bluffte er.

Didric ignorierte die Bemerkung und machte einen Schritt auf ihn zu.

Fletcher versuchte es noch einmal. »Das halbe Dorf hat unsere Schlägerei im Wirtshaus gesehen. Ihr werdet den Rest eures Lebens im Kerker verbringen. Ist es euch das wirklich wert?«, fragte er möglichst laut, um das Knirschen der Steinplatte zu übertönen, während er sie noch ein Stückchen weiter schob.

Didric blieb stehen und lachte unbekümmert. »Ach, Fletchy. Mein geschätzter Vater hat die Pinkertons doch längst schon um den Finger gewickelt. Sie würden sich eher gegenseitig einsperren, als den Sohn ihres neuen Geschäftspartners in den Kerker zu werfen.«

Den Sohn ihres neuen Geschäftspartners? Was redete Didric da?

»Dann will ich dir mal verraten, was vor ein paar Stunden während des Abendmahls geschehen ist. Nur damit du weißt, was mit deinem geliebten Pelz passieren wird, wenn du erst unter der Erde bist«, fuhr Didric fort. »Hör gut zu, und ihr beiden auch«, fügte er, an Jakov und Calista gewandt, hinzu. »Damit ihr begreift, was es heißt, auf der richtigen Seite zu stehen.«

»Na dann schieß mal los!«, erwiderte Fletcher und schob den Steindeckel noch ein Stück weiter. Der Spalt war jetzt so groß, dass ihm die abgestandene Luft aus der Krypta entgegenschlug.

»Wie dir dieser Schurke von Soldat bestimmt schon verraten hat, wird der König bald alle verurteilten Verbrecher im Land für das Heer zwangsverpflichten. Eine denkbar schlechte Lösung, wenn du mich fragst, aber wo andere nur Dummheit sehen, sieht mein Vater eine neue Geschäftsmöglichkeit«, prahlte Didric und lehnte sich auf sein Schwert. »Die Karawanen mit den Gefangenen reisen bei Tag, die Nächte werden sie in den Kerkern der Städte verbringen, durch die sie kommen. Dort sind sie sicher aufgehoben. Die letzte größere Stadt hier im Norden ist Boreas, das noch zwei ganze Tagesreisen von der Elfenfront entfernt liegt. Das heißt, die Karawane müsste die letzte Nacht im Wald verbringen, was ganz und gar keine gute Idee wäre. Sie könnte von Banditen überfallen werden, und für die neuen Rekruten wäre es ein Leichtes zu fliehen. Aber weißt du, was genau zwischen Boreas und der Front liegt? Unser schönes Dörfchen Pelz!«

Fletcher hatte von Didrics angeberischem Getue die Nase voll, aber er brauchte noch etwas Zeit, also ermunterte er ihn weiterzusprechen.

»Na und? Hier können sie nicht bleiben, das Dorf ist zu klein. Wollt ihr ihnen etwa die leer stehenden Zimmer in Eurem Haus vermieten?«, fragte er und fasste mit beiden Händen um den Rand des steinernen Deckels. Mit einem kräftigen Ruck müsste Fletcher ihn jetzt so weit aufbekommen, dass er hindurchpasste. Aber er wollte lieber noch warten, bis Didric wieder seine Reden schwang und den Lärm übertönte, den er dabei machte.

»Du kapiert es nicht, aber das hatte ich auch nicht erwartet«, entgegnete Didric mit einem theatralischen Seufzen. »Unsere Schuldner können ihre Kredite nicht abzahlen, also werden wir ihre Häuser beschlagnahmen und ganz Pelz in ein Gefängnis verwandeln. Wir geben den Gefangenen ein bisschen Stroh zum Schlafen und eine Schale Hafergrütze. Dafür verlangen wir den Preis einer Übernachtung in einer Luxusherberge, und die königliche Schatzkammer zahlt. Wir werden jede Nacht ausgebucht sein, stell dir nur den Gewinn vor! Unsere Büttel übernehmen die Bewachung, und die Palisade dient fortan dazu, die Leute drinnen zu halten, nicht draußen. Sollte dennoch einer der Gefangenen entwischen, wird er sich entweder hoffnungslos im Wald verirren, oder die Wölfe kriegen ihn. Die Pinkertons haben den Vertrag bereits unterzeichnet. Selbst wenn es keine Zwangsverpflichtungen geben sollte, unser Gefängnis ist das sicherste im ganzen Land, weit entfernt von den braven Bürgern der Stadt.«

Fletcher brauchte eine Weile, um das Gehörte zu verdauen. Sein wunderschönes, jahrhundertealtes Dorf sollte also in ein Gefängnis umgewandelt werden. Caspars Schuldner würden ihre Häuser verlieren, weil sie ihre Kredite nicht mehr abzahlen konnten, die sich wegen der Zinsen mittlerweile auf das Zehnfache der ursprünglichen Summe beliefen. Die Vorstellung war der reinste Albtraum, doch noch gab es Hoffnung, denn die Cavells hatten einen wesentlichen Punkt übersehen.

»Das wird nicht gelingen, Didric. An der Elfenfront brauchen sie keine neuen Rekruten. Nur die ausgemusterten Soldaten kommen dorthin, um die Zeit bis zu ihrer Entlassung abzusitzen. Auf dem Weg zur Front besuchen sie Pelz nicht einmal und marschieren entweder die Nacht durch oder schlafen im Wald, um sich das Geld für die Herberge zu sparen«, widersprach Fletcher und öffnete den Spalt so weit,

dass er hindurchklettern konnte. Dennoch wartete er. Fletcher wollte noch mehr Einzelheiten wissen, um die Dörfler zu warnen.

»Sieh mal einer an, so dumm bist du ja gar nicht, Fletchy. Trotzdem täuschst du dich.« Didric hob triumphierend sein Schwert. »Die Elfenfront ist der ideale Ausbildungsort für neue Rekruten. Hier können sie sich unter der Anleitung erfahrener Kämpfer vergleichsweise gefahrlos auf den echten Krieg gegen die Orks vorbereiten. Und wenn sie bereit sind, werden sie nach Süden geschickt. Tja, Fletchy, der Plan ist ausgezeichnet. Nur eins habe ich dir noch nicht gesagt, und ich glaube, das wird dir ganz besonders gefallen.« Didric verstummte. Offensichtlich wollte er, dass Fletcher nachfragte.

Fletchers Hoffnung schwand. Didric hatte recht. Wenn der König die zwangsrekrutierten Verbrecher direkt an die Orkfront schickte, würde es nur Chaos geben. Die Offiziere dort konnten nicht Krieg führen und gleichzeitig Tausende frisch entlassener Mörder und Banditen im Zaum halten. Wenn es einen Aufstand gab, müssten die Soldaten an zwei Fronten gleichzeitig kämpfen. Ihnen hier im Norden Disziplin einzutrichtern bot sich geradezu an, bevor man sie weiter nach Süden schickte.

»Rück schon raus damit, Didric!«, knurrte Fletcher. Die Cavells waren wie Zecken, die Pelz ohnehin schon das Leben aussaugten, und jetzt vergifteten sie das Dorf auch noch.

»Kurz bevor der Vertrag unterzeichnet wurde, bist du mir wieder eingefallen, Fletchy. Du und dieser Ochse Berdon. Also habe ich meinen Vater daran erinnert, dass die neuen Rekruten Waffen brauchen, und wir haben mit den Pinkertons noch eine Zusatzklausel vereinbart: Ab jetzt sind *wir* die Einzigen, die die Elfenfront beliefern dürfen. Die Quartiermeister dürfen sich nur noch bei den Cavells mit Rüstungen und Schwertern eindecken. Schon morgen geben wir die erste Bestellung bei den Schmieden in Boreas auf, und glaub mir, bei den Mengen, die wir kaufen, werden unsere Preise gerade einmal halb so hoch sein wie die von Berdon. Dieser rothaarige Idiot wird also nicht nur deinen Tod betrauern, sondern auch schon bald bettelarm sein. Wer weiß, vielleicht lassen wir ihn ja bei uns als Stalljungen arbeiten. Zu etwas anderem taugt er ohnehin nicht.«

Selbst im Zwielflicht sah Fletcher das zufriedene Grinsen auf Didrics Gesicht. Die Wut in seinem Innern brannte so heiß wie das Feuer in Berdons Schmiedeofen. Er spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss, seine Schläfen begannen zu pochen. Noch nie im Leben hatte er jemanden töten wollen, aber jetzt war es so weit: Didric musste sterben.

Der Gedanke war ihm gerade erst bewusst geworden, da spürte Fletcher auch schon die Verbindung zwischen ihm und dem kleinen Dämon wieder aufflammen. Wie durch eine unsichtbare Leitung strömte seine Wut in das Bewusstsein des Wichtels und füllte es aus. Didric war eine Bedrohung, er war der Feind.

»Hast du gar nichts dazu zu sagen? Schade, ich hatte mich so auf deine Antwort gefreut.« Didric seufzte und gab seinen beiden Kumpanen ein Zeichen. »Na dann ... bringen wir ihn um.«

12

DIDRIC HATTE NOCH NICHT ZU ENDE gesprochen, da kam der Wichtel mit einem mächtigen Satz aus seiner Ecke geschossen und schlug ihm kreischend die Klauen ins Gesicht. Didric stieß einen gelenden Schrei aus. Sein Schwert fiel klappernd zu Boden, er taumelte im Kreis und fuchtelte mit den Armen wie ein Besessener.

»Runter damit, runter damit!«, brüllte er, während ihm schon das Blut übers Gesicht lief. Jakov und Calista schlugen auf den kleinen Dämon ein und versuchten, Didric möglichst nicht zu treffen.

Am Rande seines Bewusstseins fühlte Fletcher jeden Treffer, den der Wichtel dabei einsteckte, doch der Dämon ließ nicht von seinem Opfer ab. Fletchers Wut steigerte sich unterdessen immer weiter. Auf dem Höhepunkt spürte er wieder einen Moment der absoluten Klarheit – so wie zuvor bei der Beschwörung – und sah Didrics Blut in der Dunkelheit leuchten wie einen Rubin.

Plötzlich verstummte der Dämon und riss fauchend das Maul auf. Eine Flamme schoss daraus hervor, umhüllte Didrics Kopf und setzte sein Haar in Brand. Das unirdische orangefarbene Leuchten der Flammen erfüllte das Mausoleum, und Didric brach zusammen. Sein erstickter Schmerzensschrei endete abrupt, als er mit dem Kopf auf dem harten Steinboden aufschlug.

»Didric!«, riefen Jakov und Calista wie aus einem Munde, fielen auf die Knie und schlugen auf die züngelnden Flammen ein.

Der kleine Dämon sprang auf Fletchers Arme, dann entschlüpfen sie gemeinsam in die Krypta und rannten los. Fletchers Herz schlug so schnell wie die Flügel eines Kolibris.

In dem unterirdischen Gewölbe war es pechschwarz, die Luft war abgestanden und eisig kalt. Fletcher lief stolpernd weiter, das Buch an die Brust gepresst, während er sich mit der freien Hand durch die Dunkelheit tastete. Immer wieder streifte er dabei die aufgeschichteten Gebeine, die von verrostetem Draht und jahrhundertealtem Staub zusammengehalten wurden. Da verhakten sich Fletchers tastende Finger in den leeren Augenhöhlen eines Totenkopfs, und er fiel zu Boden. Beim Aufprall zersprang der Schädel mit einem grauisgen Krachen in Hunderte kleiner Knochensplitter, die unter Fletchers Schritten wie Insektenpanzer knackten. Die Luft hier unten war so staubig, dass er würgen musste. Die Klauen des ungehalten vor sich hin zischelnden Dämons gruben sich bei jedem Schritt noch tiefer in Fletchers Haut, was die Flucht nicht einfacher machte.

Nach einer schierem Ewigkeit krachte Fletcher mit dem Schienbein gegen eine Steinkante und blieb ruckartig stehen. Er beugte sich vornüber, betastete den Boden und entdeckte ein kleines Stückchen darüber eine weitere Kante. Das musste die Treppe sein, die zu der verfallenen Kapelle führte! Unendlich erleichtert erklimm er die Stufen, bis er den Deckel erreichte, der den Zugang versiegelte. Mit letzter Kraft stemmte er ihn hoch und schob ihn zur Seite.

Mondschein fiel durch die geborstenen Fenster der Kapelle und tauchte Fletcher in ein silbriges Licht. Überglücklich, der Todesfalle entronnen zu sein, saugte er die klare, frische Luft ein. Er war noch nicht einmal zu Atem gekommen, da fiel ihm wieder ein, was sich alles soeben zugetragen hatte. Er musste so schnell wie möglich zu Berdon. Berdon würde wissen, was jetzt zu tun war.

Fletcher lief über den Ziegenpfad, der vom Mondlicht fahl beleuchtet wurde. Die anderen folgten ihm gewiss dicht auf den Fersen und brachten den verletzten Didric ins Dorf. Ihm blieb also höchstens eine Viertelstunde, bis ganz Pelz über den Vorfall Bescheid wusste. Wenn die Büttel erfuhren, dass er einen von ihnen angegriffen hatte, würden sie kurzen Prozess mit ihm machen, ohne ihn auch nur anzuhören. Und selbst wenn er eine Gerichtsverhandlung bekommen sollte: Caspar würde mit seinen Verbindungen schon dafür sorgen, dass der Ausgang von vornherein feststand. Und die

beiden Zeugen hätten gewiss keine Skrupel, vor Gericht nach Strich und Faden zu lügen.

Pelz lag ruhig wie ein Schatten, alle im Dorf schliefen. Als Fletcher die Palisade erreichte, stellte er erfreut fest, dass das Torhaus nicht bemannt war. Offensichtlich hatte einer von Didrics Kumpanen heute Nachtwache gehabt und seinen Posten verlassen, um ihm auf der Suche nach Fletcher zu helfen.

Das Innere der Schmiede wurde vom sanften Schimmern der Kohlen erhellt, deren Glut allmählich erstarb. Berdon schlief in seinem Korbessel und hatte sich nicht einmal bewegt, seit Fletcher an ihm vorbei nach draußen geschlichen war.

Fletcher hatte keine Zeit zu verlieren. Er musste verschwinden, und das sofort. Der Gedanke, Pelz zu verlassen, ließ sein Herz bluten. Einen Moment lang sah er sich als Landstreicher von Stadt zu Stadt ziehen und die Bürger um Essensreste anbetteln, um nicht zu verhungern. Doch er verbannte den Gedanken sofort wieder aus seinem Bewusstsein. Eins nach dem anderen.

Schweren Herzens rüttelte er Berdon wach.

»Was ist?«, nuschelte der Schmied und schlug Fletchers Hand weg. »Ich schlafe. Weck mich, wenn's hell wird.«

Fletcher rüttelte ihn noch fester. »Wach auf, du musst mir helfen!«, beharrte Fletcher. »Komm schon!«

Träge öffnete Berdon die Augen. Als sich der Dämon von Fletchers Schulter auf Berdons Brust fallen ließ, fuhr er ruckartig hoch. »Verflucht, was ist das?!«, rief er und drehte das Gesicht weg, so weit es irgend ging.

Der Dämon quiekte leise und verpasste Berdon einen sanften Hieb auf die Wange.

»Das ist eine lange Geschichte, und so viel Zeit habe ich jetzt nicht. Berdon, ich werde eine Weile von hier verschwinden müssen«, begann er und setzte sich den Wichtel wieder auf die Schulter, der sich sogleich mit einem Schnurren um Fletchers Hals legte.

Er sprach, so schnell er konnte, und erwähnte nur das, was Berdon unbedingt wissen musste. Während er die Ereignisse rekapitulierte, fiel Fletcher auf, wie unfassbar dumm es von ihm gewesen war, auf

dem Weg zum Friedhof mitten durchs Dorf zu spazieren, wo jeder ihn sehen konnte. Als er geendet hatte, stand er wie erstarrt da und ließ beschämt den Kopf hängen.

Berdon sprang auf, zündete eine Fackel an und stopfte allerlei Dinge in einen Ledersack. Er stellte Fletcher nur eine einzige Frage.

»Ist er tot?«, fragte er und blickte Fletcher fest in die Augen.

»Ich ... ich weiß es nicht. Er ist sehr hart mit dem Kopf aufgeschlagen, und sein Gesicht muss übel verbrannt sein. Wahrscheinlich werden sie behaupten, ich hätte ihn auf den Friedhof gelockt und dann versucht ihn umzubringen. Es tut mir leid, dass ich dich so enttäuscht habe, Berdon. Ich bin ein Narr«, stammelte Fletcher mit Tränen in den Augen.

Berdon reichte ihm den Ledersack. Es war derselbe, in dem er auch die Schwerter an die Elfenfront gebracht hatte. Mit einem Schluchzer steckte Fletcher sein Buch hinein und wünschte, er hätte es nie angerührt. Die Verzweigung lastete auf ihm wie ein Fels, der ihn jeden Augenblick zu zerquetschen drohte.

Berdon legte Fletcher die riesigen Hände auf die Schultern und schüttelte ihn sanft, sodass der Wichtel bald zu Boden fiel.

»Fletcher, ich weiß, ich habe noch nie so mit dir gesprochen, aber du bist weder mein Lehrling, noch fällst du mir zur Last. Du bist mein Sohn, auch wenn nicht das gleiche Blut in deinen Adern fließt wie in meinen, und ich bin stolz auf dich. Heute Nacht sogar noch stolzer als je zuvor. Du hast dich erfolgreich gegen diese drei zur Wehr gesetzt. Es gibt nichts, wofür du dich schämen müsstest.« Dann schloss er ihn in die Arme, und Fletcher presste schluchzend das Gesicht an Berdons mächtige Brust.

»Ich habe etwas für dich«, sprach Berdon weiter und wischte ihm die Tränen von den Wangen. Er verschwand kurz in seinem Zimmer und kehrte mit zwei großen Schachteln zurück, die er ebenfalls in Fletchers Beutel steckte, dann lächelte er ihn traurig an. »Ich wollte sie dir eigentlich erst zu deinem sechzehnten Geburtstag geben, aber es ist besser, wenn du sie jetzt schon mitnimmst. Öffne sie erst, wenn du weit weg von hier bist. Da fällt mir ein, du wirst etwas brauchen, womit du dich verteidigen kannst. Ich habe da was für dich.«

An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein Waffenständer. Berdon wählte ein eigenartig gekrümmtes Stück aus der hinteren Reihe aus, in der er die weniger gängigen Modelle aufbewahrte, und hielt es ins Licht.

Eine solche Waffe hatte Fletcher noch nie gesehen. Der mit Leder umwickelte Griff und das erste Drittel der Klinge sahen noch wie bei einem ganz normalen Schwert aus. Die letzten zwei Drittel allerdings waren gebogen wie eine Sichel und liefen in einer scharfen Spitze aus.

»Du hattest nie Schwertkampfunterricht, wenn du also in Schwierigkeiten gerätst, dann ... nun ... reden wir nicht darüber. Dieses Sichelschwert hier ist so etwas wie ein Joker. Deine Gegner werden nicht wissen, wie sie es abwehren sollen. Mit dem sichelförmigen Teil kannst du ihre Schläge abfangen, ihr Schwert verfängt sich sozusagen darin, während du mit der scharfen Spitze oder der nach außen gekrümmten Seite der Schneide zustößt.« Berdon zeigte ihm die Bewegung, hielt das Schwert mit der gekrümmten Seite nach unten quer vor seinen Körper, als wehrte er einen Schlag ab, und stieß dann mit der Spitze auf Kopfhöhe seines imaginären Gegners zu.

»Die äußere Schneide hat die gleiche Krümmung wie ein Axtkopf. Mit ihr kannst du den Schild eines Angreifers durchschlagen und sogar einen Baum fällen, falls es einmal nötig sein sollte. Diese Waffe hier ist viel universeller als ein gewöhnliches Schwert. Mit der Innenseite der Sichel kannst du einem Gegner sogar den Kopf von den Schultern trennen, wenn du fest genug schlägst.« Er überreichte Fletcher die Waffe, der sie mit einem Gürtel außen an seinen Beutel band.

»Öle die Klinge immer gut ein und schütze sie vor Feuchtigkeit. Wegen seiner Form passt es in keine übliche Scheide. Du wirst dir bei Gelegenheit eine machen lassen müssen. Sag dem Schmied, sie ist für ein Chepesch. Wenn er was von seinem Handwerk versteht, wird er wissen, was gemeint ist.«

»Danke, mach ich«, erwiderte Fletcher ergriffen und fuhr mit den Fingern über das feine Leder am Griff.

»Und was diesen Dämon betrifft ...« Berdon musterte den Wichtel skeptisch. »Niemand wird dir glauben, wenn du dich als einen Adligen

ausgibst, also versuch es gar nicht erst und halt das Vieh versteckt. Du solltest so wenig Aufmerksamkeit auf dich ziehen wie möglich.«

Fletcher nahm den Wichtel auf die Arme und überlegte, wie er das unberechenbare Geschöpf am besten verbergen konnte, da erschallten draußen schon die Glocken. Trotz des Geläuts hörte er die Rufe der Büttel ein Stückchen weiter die Straße hinab.

»Geh jetzt! Aber nicht zur Elfenfront, denn genau da werden sie nach dir suchen. Lauf nach Süden, nach Corcillum. Ich werde die Tür verriegeln und so tun, als wärest du immer noch hier. Ich halte sie auf, solange ich kann«, sagte Berdon und schob Fletcher nach draußen in die kalte Nachtluft. »Auf Wiedersehen, Sohn.«

Fletcher warf seinem Freund, Mentor und Vater einen letzten Blick zu, dann fiel die Tür ins Schloss. Seine einzige Gesellschaft war der schlafende Dämon auf seinen Schultern. Er war jetzt allein, ein Flüchtling.

13

ZWEI TAGE WAR ER JETZT SCHON UNTERWEGS. Zwei Tage lang war er in eine bestimmte Richtung und dann wieder zurück gelaufen, um falsche Spuren auszulegen. Ohne Essen, ohne Schlaf, nur ein paar Schlucke Wasser, wenn er durch einen Gebirgsbach watete, wo er keine Fußspuren hinterließ und die Jagdhunde seine Witterung nicht aufnehmen konnten. Jedes Mal, wenn Fletcher eine Pause machte, hörte er ihr Bellen in der Entfernung.

Nachts kletterte er auf hohe Bäume und orientierte sich am Stand der Sterne. Jedes Mal sah er dabei die Lagerfeuer in den umliegenden Tälern. Es waren so viele, als wären die gesamte Dorfwache und auch ein Großteil der Jäger hinter ihm her. Didrics Vater Caspar musste eine astronomische Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt haben.

Jetzt, in der dritten Nacht, sah Fletcher nur noch ein paar vereinzelte kleine Lichtpunkte auf halber Höhe der Hänge des Bärenzahns. Die Suchtrupps machten kehrt, sie hatten seine Spur verloren. Fletcher stieß einen erleichterten Seufzer aus und machte sich an den Abstieg, vorsichtig darauf bedacht, nicht abzurutschen. Jede noch so kleine Verletzung, und wenn er sich nur den Knöchel verstauchte, konnte ihn das Leben kosten.

Er musste weiter auf der Hut bleiben. Das Land, auf dem er sich befand, gehörte dem einflussreichen Graf Faverham. Er war dafür bekannt, regelmäßig Patrouillen zu entsenden, die seine Wälder nach Wilderern durchkämmten. Ihnen zu erklären, warum er allein und so weit ab von den sicheren Pfaden unterwegs war, könnte schwierig werden.

Als Fletcher vom letzten Ast auf den Boden sprang, fauchte sein Dämon ungehalten. Seit sie aus Pelz aufgebrochen waren, hatte er seinen angestammten Platz auf Fletchers Schultern nicht mehr verlassen, und dafür war er dankbar. Fletcher war durchnässt, und er fror auch, aber der Glutofen im Bauch des kleinen Wichtels hielt zumindest seinen Hals und die Schultern warm.

Fletcher blickte sich um und beschloss, sein Lager gleich hier am Fuß der mächtigen Eiche aufzuschlagen. Der Boden war flach und von weichem Moos bedeckt, und das Blätterdach würde den Regen größtenteils abhalten. Um einen Unterstand zu errichten, war es zwar schon zu spät, aber die herumliegenden Äste ließen sich auch für ein kleines Feuer verwenden. Er schichtete die trockensten, die er fand, zu einer kleinen Pyramide auf und holte seinen Feuerstein hervor.

»Du könntest das Feuer nicht zufällig anfachen?«, fragte er den Dämon, als die Funken, die er aus dem Feuerstein schlug, zischend verloschen.

Der Wichtel rollte sich prompt aus, ließ sich über Fletchers Arm zu Boden gleiten und gähnte. Dann neigte er den Kopf zur Seite und schaute ihn so verwirrt an wie ein Hundewelp, der nicht recht wusste, was von ihm verlangt wurde.

»Komm schon, irgendeinen Weg muss es doch geben, wie wir uns verständigen können«, sagte Fletcher und kraulte sein neues Schoßtier unterm Kinn.

Der Dämon zirpte leise und rieb seinen Kopf an Fletchers Hand.

Fletcher spürte eine tiefe Zufriedenheit am Rande seines Bewusstseins, als wäre er selbst es, der gerade gekrault wurde, nicht der Wichtel. »Feuer!«, befahl er und deutete auf den kleinen Holzstapel.

Der Dämon japste laut und hüpfte einmal im Kreis.

Fletcher zuckte vor Schreck zusammen. »Psst!« Am Fuß der umliegenden Berge wimmelte es nur so von Wölfen. Mehr als einmal hatte er sie bereits in der Ferne heulen gehört. Sie konnten von Glück reden, dass sie noch keinem begegnet waren. Der Dämon verstummte sofort und verkroch sich zwischen Fletchers Beinen.

Hatte er ihn diesmal etwa verstanden? Fletcher saß im Schneidersitz auf dem feuchten Moos, und sein Hintern wurde bereits nass. Er

schloss die Augen und zermarterte sich den Kopf, ob Rotter in seinen Erzählungen irgendetwas erwähnt hatte, wie die Bändiger ihre Dämonen dazu brachten, Befehle auszuführen.

Während er noch darüber nachdachte, spürte er, dass der Wichtel sich im Augenblick genauso schutzlos, verängstigt und einsam fühlte wie er selbst. Er schickte ihm ein paar tröstende Gedanken und merkte, wie der Kleine aufhorchte und sich dann entspannte. Angst und Einsamkeit waren wie weggeblasen. Der Wichtel schien jetzt nur noch Müdigkeit und Hunger zu verspüren.

Da löste sich etwas in Fletchers Kopf, und er begriff. So verhielt es sich also: Sein neuer Freund verstand zwar nicht, was er sagte, aber er spürte Fletchers Stimmungen!

Fletcher schickte ihm ein Gefühl von Kälte – mit dem Erfolg, dass der Wichtel sich kurz schüttelte und dann noch enger an Fletchers Beine schmiegte. So warm wie sich der Kleine anfühlte, wusste er vielleicht nicht einmal, was Kälte überhaupt war.

Vielleicht ginge es ja mit einem Bild... Fletcher stellte sich Flammen vor und rief die Erinnerung an die Wärme von Berdons Schmeldeofen in sich wach. Der Dämon zirpte und sah ihn mit blinzelnden Augen an. Vielleicht erinnerte ihn das Gefühl ja an zu Hause.

Fletcher rieb enttäuscht seine immer kälter werdenden Hände. Die Aufgabe war schwieriger, als er gedacht hatte. Er ließ den Kopf sinken und zog seine abgewetzte Jacke noch enger um die Schultern.

»Hätte ich am Markttag Janets Jacke bekommen, bräuchten wir erst gar kein Feuer«, brummte er und starrte das Holz an, als könnte er es mit Gedankenkraft zum Brennen bringen. Da schoss ohne Vorwarnung ein Feuerstrahl zwischen seinen Beinen hervor, und der Stapel ging knisternd in Flammen auf.

»Du cleveres kleines Kerlchen!«, jubelte Fletcher und drückte seinen Freund an die Brust. Bald genoss er, wie die Wärme in seine steif gefrorenen Glieder zurückkehrte, und dachte mit einem wehmütigen Lächeln an Berdons Schmiede.

»Da fällt mir ein...« Fletcher setzte den Wichtel wieder ab und wühlte in seinem Beutel herum. Die ständige Angst vor Verfolgung hatte ihn die Geschenke ganz vergessen lassen, die Berdon ihm mitge-

geben hatte. Er zog das größte hervor und packte es mit immer noch ungelungenen Fingern aus.

Es war ein mit einem schimmernden Firnis überzogener Jagdbogen. Der Griff war mit geflochtenem Rohleder umwickelt, das Holz mit kunstvollen Schnitzereien verziert und an den Enden nach vorne gebogen – wie ein S. Das sorgte für eine besonders große Schusskraft. Er war aus teurem Eibenholz gefertigt. Berdon musste es im Vorjahr von einem Händler gekauft haben, denn hier in den Bergen wuchsen keine Eiben. Außerdem hatte er das helle Holz grau gebeizt, sodass es nicht hervorstach, wenn Fletcher in einem Gebüsch auf Beute lauerte. Es war eine wunderschöne und wertvolle Waffe, für die jeder Jäger bereitwillig ein kleines Vermögen ausgegeben hätte. Fletcher schaute lächelnd zum Bärenzahn hinauf und schickte Berdon seinen stummen Dank. Die Arbeit an ihm musste Monate gedauert haben. Wahrscheinlich hatte er im Geheimen daran geschuftet, wenn Fletcher auf der Jagd gewesen war. Ein schmaler Köcher mit Gänsefederpfeilen war ebenfalls dabei. Mit etwas Glück könnte Fletcher damit morgen einen Berghasen erlegen.

Bei diesem Gedanken begann Fletchers Magen prompt zu knurren. Er legte den Bogen fort und wühlte tiefer in dem Beutel, bis er ein in braunes Papier eingewickelt Päckchen zu fassen bekam. Das zweite Geschenk öffnete er mit etwas mehr Vorsicht als das erste. Es war das Räucherfleisch, zu dem er den Elch verarbeitet hatte, den Didric ihm hatte abpressen wollen. Fletcher legte ein paar Streifen davon in die Flammen, wartete, bis sie warm waren, und hielt seinem kleinen Feuermacher einen davon hin.

Der Wichtel beschnupperte das Fleisch vorsichtig, dann schnappte er mit einer schnellen Bewegung zu, legte den Kopf in den Nacken und schluckte es wie ein Falke hinunter – in einem Stück.

»He, beiß mir nicht die Finger ab«, mahnte Fletcher, genoss den Duft des frischen Grillfleisches und sah nach, ob noch mehr Proviant in seinem Beutel war. Seine Finger bekamen etwas Hartes zu fassen. Es war ein Sack, ziemlich schwer für seine Größe, der beim Herausziehen klimperte.

»Nein, Berdon, du hast doch nicht ...«, murmelte Fletcher.

Doch, das hatte er. Es war eine Geldbörse mit mindestens tausend Silberschilling darin. Das entsprach zwei Monatseinkommen. Obwohl Berdon wusste, dass in der nächsten Zeit schwere Geschäftseinbußen auf ihn zukamen, hatte er Fletcher einen stattlichen Teil seiner Ersparnisse mitgegeben. Am liebsten hätte er das Geld sofort zurückgebracht, da fielen Fletcher die dreihundert Schilling wieder ein, die er für die Jacke gespart hatte. Sie lagen noch immer in seinem alten Zimmer. Hoffentlich fand Berdon sie. Wenn er dann noch Fletchers andere Besitztümer verkaufte, konnte er zumindest einen Teil des Verlusts wieder wettmachen.

»Mal sehen, was da noch alles drin ist«, flüsterte er und schüttelte das nächste Päckchen. Es war weich und leicht. Ein Zettel hing daran. Fletcher riss ihn ab und las im Schein der Flammen.

Lieber Fletcher,

wir wissen beide, dass der Tag, an dem wir Deinen Geburtstag feiern, kaum der Tag sein kann, an dem Du tatsächlich das Licht der Welt erblickt hast. Für mich ist es trotzdem der wichtigste Tag meines Lebens. Es ist der Tag, an dem ich Dein Vater würde und Du mein Sohn. Heute Abend werden wir gemeinsam anstoßen und die Zukunft der Schwede besprechen. Ich habe vor, Dich zu meinem Geschäftspartner zu machen. Der Himmel weiß, Du hast es verdient. Dieses Geschenk ist nur ein kleines Zeichen meiner Wertschätzung für alles, was Du im Lauf der Jahre für mich getan hast. Ich bin sehr stolz auf Dich.

Alles Gute zum Geburtstag, Sohn,

Dein Berdon

Tränen fielen auf den Brief, während Fletcher ihn wieder zusammenfaltete. Sein Herz zersprang beinahe vor Heimweh. Er wickelte das letzte Geschenk aus und hielt die Jacke, die er sich so sehr gewünscht hatte, in seinen Händen.

»Du warst mir ein besserer Vater, als mein echter es je hätte sein können«, flüsterte Fletcher und schaute zum Bärenzahn hinüber. Er hatte es Berdon nie gesagt, und das bereute Fletcher jetzt zutiefst.

Als der kleine Dämon auf seinem Schoß Fletchers Trauer spürte, begann er zu winseln und leckte ihm mitfühlend die Finger. Fletcher tätschelte seinen Kopf, rückte noch ein Stückchen näher ans Feuer heran und gestattete sich ein paar Momente der Trauer. Schließlich wischte er sich die Tränen weg, zog die Jacke an und setzte die Kapuze auf. Er hatte einen Entschluss gefasst: Er würde es nach Corcillum schaffen und dort ein neues Leben beginnen. Eines, das Berdon mit Stolz erfüllen würde.

14

IM WIRTSCHAUS STANK ES NACH ungewaschenen Männern und abgestandenem Bier, aber Fletcher roch selbst nicht viel besser. Nach zwei Wochen in einem Wagen voller Schafe war das auch keine Überraschung. Frischluft hatte er während seiner Reise nur bekommen, wenn er in einem der Dörfer, durch die sie kamen, billiges Pökelfleisch kaufte. Er hatte Glück gehabt, denn der Kutscher hatte keine Fragen gestellt und lediglich fünf Schillinge verlangt. Außerdem hatte er Fletcher gebeten, den Schafsdung vom Wagen zu kippen, wenn sie anhielten.

Fletcher saß in der einen Ecke eines billigen Gasthauses in Corcillum und gönnte sich einen warmen Lammeintopf mit Kartoffeln. Er hatte gleich die nächstbeste Herberge aufgesucht und von der Stadt bisher kaum etwas gesehen. Die heutige Nacht würde er in einem echten Bett verbringen und sich ein warmes Bad genehmigen; die Stadt zu erkunden konnte bis morgen warten. Fletcher hatte das Gefühl, er rieche mittlerweile selbst wie ein Schaf. Selbst der Wichtel hatte nur ungerne Fletchers Kapuze verlassen, die nun zu seinem bevorzugten Aufenthaltsort geworden war. Er hatte ihn jedes Mal mit den Resten des Pökelfleisches hervorlocken und so lange füttern müssen, bis er einschliefl.

Die Gesellschaft des kleinen Geschöpfes hatte die lange, dunkle Reise zumindest etwas angenehmer gemacht. Fletcher hatte die Wärme seines Begleiters genossen, wenn er auf seinem Schoß schlief, und dessen Zufriedenheit geteilt, auch wenn er selbst zitternd in dem von den Schafen besudelten Stroh lag.

»Ein Schilling«, sagte eine Frau hinter ihm. Die Kellnerin hielt ihm die schmutzige Hand hin und deutete mit der anderen auf den Lamm-eintopf.

Fletcher wühlte in seinem Beutel, zog die schwere Börse hervor und drückte ihr einen Schilling in die Hand.

»So viel Silber und kein Trinkgeld?«, krächzte sie und wackelte davon.

Einige der anderen Gäste blickten auf, als sie das Wort Silber hörten. Drei raubeinig aussehende Kerle schienen besonders neugierig. Ihre Kleider waren verschmutzt, das Haar fettig und verfilzt.

Fletcher verzog das Gesicht und steckte seine Börse wieder weg. In den Bergen hatte er nie Pfennige gebraucht. Dort gab es nur runde Preise, denn Pfennige machten alles komplizierter. In den großen Städten Hominums war das anders. Hundert Kupferpfennige entsprachen einem Silberschilling, fünf Silberschillinge einem Goldtaler, aber Fletcher hatte nun mal nur Schillinge. Er würde ein paar davon wechseln, wenn er das Zimmer bezahlte, damit dergleichen nicht wieder vorkommen konnte. Fletcher ärgerte sich zwar über seinen dummen Fehler, aber er konnte der Kellnerin schlecht so viel Trinkgeld geben, wie die gesamte Mahlzeit kostete.

Hinter den drei ungewaschenen Burschen saß noch jemand, der Fletcher nicht aus den Augen ließ. Er war eine anmutige Erscheinung mit einem Gesicht, das wie aus Stein gemeißelt schien. Von der rechten Braue verlief eine lange Narbe bis hinunter zum Mundwinkel, das Auge dazwischen war milchig und offensichtlich blind. Der Mann hatte einen schmalen Oberlippenbart und lockiges schwarzes Haar, das auf der Höhe des Nackens zu einem Knoten gebunden war. Der lange blaue Mantel mit roten Revers und goldenen Knöpfen wies ihn als Offizier aus. Seinen schwarzen Dreispitz hatte er vor sich auf den Tisch gelegt.

Fletcher zog die Kapuze über den Kopf und verkroch sich noch weiter in seine Ecke. Ob der plötzlichen Störung knurrte ihm der Dämon ungehalten ins Ohr, doch darauf konnte Fletcher jetzt keine Rücksicht nehmen. Er musste seinen Begleiter verstecken, vor allem vor dem Offizier, der ihn weiter unverhohlen anstarrte. Fletcher löffelte

den Rest des Eintopfs und steckte die Brotreste ein, um seinen Freund später damit zu füttern. Wahrscheinlich war es das Beste, wenn er sich eine andere Bleibe suchte, in der niemand seine prall gefüllte Börse gesehen hatte.

Fletcher schlüpfte nach draußen und eilte die gepflasterte Straße entlang. Immer wieder blickte er verstohlen über die Schulter, aber niemand schien ihn zu verfolgen. Schließlich verfiel er in ein gemächlicheres Tempo und hielt nach einer geeigneten Herberge Ausschau. Bald würde es dunkel werden, und er wollte die Nacht ungerne auf der Straße verbringen.

Die hohen Gebäude ringsum wirkten beeindruckend. Manche hatten vier Stockwerke oder mehr, und in jedem befand sich ein Laden im Erdgeschoss. Beim Anblick der angepriesenen Waren juckte es Fletcher in den Fingern, seine Börse sogleich wieder hervorzuholen. Rotgesichtige Metzger legten ihre Würste ins Schaufenster. Ihre Unterarme waren vom Schweinezerteilen noch bis zum Ellbogen mit Blut verschmiert. Ein Möbelmacher legte gerade letzte Hand an die kunstvoll geschnitzten Beine eines Stuhls, die wie von Efeu umrankte Baumstämme aussahen. Aus einer Parfümerie stieg ihm der verführerische Geruch von Duftwässern in die Nase.

Fletcher bestaunte gerade die bunten Fläschchen im Schaufenster, da hielt eine Kutsche so dicht neben ihm an, dass er zur Seite springen musste. Zwei Mädchen mit hübschen Lockenfrisuren und leuchtend rot bemalten Lippen kletterten aus der Kabine und verschwanden mit wehenden Reifröcken in der Parfümerie. Fletcher blickte ihnen mit offenem Mund hinterher.

»Die sind nichts für dich«, sagte er lächelnd und ging mit einem Kopfschütteln weiter, aber – da sah er aus dem Augenwinkel ein Aufblitzen wie von Metall. Es war die Auslage eines Waffengeschäfts. Piken, Schwerter und Äxte waren dort ausgestellt, aber Fletcher zog etwas anderes an: die Feuerwaffen, die in mit Samt ausgekleideten Koffern gleich in der ersten Reihe standen. Die hölzernen Griffe waren rot gebeizt, auf die Läufe waren galoppierende Pferde graviert.

»Wie viel?«, fragte er den Besitzer, ohne den Blick von einem Paar prächtiger Duellpistolen zu nehmen.

»Zu viel für dich, Kleiner. Diese hier sind was für Offiziere. Aber schön sind sie unbestreitbar«, antwortete eine dunkle Stimme von oben.

Fletcher blickte auf und blinzelte überrascht. Der Sprecher war ein Zwerg. Er hatte sich auf eine Bank gestellt, von der er nun auf Fletcher hinabblickte. Ohne diese Bank wäre er Fletcher gerade mal bis zum Bauchnabel gegangen.

»Natürlich. Hätte ich mir ja gleich denken können«, erwiderte er. »Habt Ihr sie gemacht?« Es war der erste Zwerg, den Fletcher in seinem Leben zu Gesicht bekam, und er musste sich mit aller Macht zusammenreißen, um ihn nicht anzustarren.

»Nein, ich verkaufe sie nur. Ich bin noch Lehrling, aber eines Tages werde ich vielleicht selbst welche bauen.«

Fletcher fragte sich, wie der Zwerg noch in der Lehre sein konnte. Er sah viel älter aus als er selbst. Sein Bart erinnerte ihn an Berdon, nur dass der des Zwergs sogar noch dichter war und er ihn zu viel zu langen, mit Perlen geschmückten Zöpfen geflochten hatte. Das Kopfhhaar trug er ebenfalls als Zopf, der auf Höhe der Schultern von einem Lederband zusammengehalten wurde.

»Euer Meister ist nicht zufällig auf der Suche nach einem weiteren Lehrling? Ich kann gut mit Hammer und Amboss umgehen und könnte das Geld gebrauchen«, sagte Fletcher hoffnungsvoll. Irgendwie musste er sein Leben in dieser teuren Stadt ja finanzieren.

Der Zwerg schaute Fletcher einen Moment lang an, als hätte er den Verstand verloren, dann lächelte er traurig. »Du bist nicht von hier, oder?«

Fletcher schüttelte den Kopf.

»Wir stellen keine Menschen ein, solange wir nicht die gleichen Rechte haben wie sie und wir die Einzigen sind, die wissen, wie man Feuerwaffen macht. Ist nichts gegen dich persönlich. Eigentlich siehst du wie ein ganz netter Kerl aus«, erwiderte der Zwerg einfühlend. »Am besten gehst du zu einem Menschen-Schmied. Es gibt zwar nur ein paar, aber sie haben Arbeit genug, weil sich viele Soldaten weigern, bei Zwergen zu kaufen. Soweit ich weiß, ist es allerdings auch bei ihnen schwierig, Arbeit zu bekommen. Zu viele Bewerber.«

Fletchers Hoffnung schwand. Das Schmiedehandwerk war das einzige, das er beherrschte. Um eine andere Lehre anzufangen, war er bereits zu alt. Wälder, in denen er jagen konnte, gab es in dieser Gegend auch keine, nur den Orkdschungel südlich der Grenze.

»Welche Rechte werden Euch denn verweigert? Ich dachte, der König hätte letztes Jahr verfügt, dass ab sofort auch Zwerge ins Heer aufgenommen werden«, erkundigte sich Fletcher und schluckte seine Enttäuschung hinunter.

»Ach, jede Menge. Am schlimmsten ist das Gesetz, das uns vorschreibt, wie viele Kinder wir haben dürfen. Nämlich nur so viele, wie im Vorjahr Erwachsene gestorben sind. Da wir aber beinahe doppelt so alt werden wie ihr Menschen, ist das nicht gerade viel. Immerhin ist das Soldatengesetz zumindest ein Schritt in die richtige Richtung. Der König ist ein guter Mann, und er weiß, dass die Menschen uns nicht trauen. Vor allem die Heeresoffiziere nicht, weil es vor achtzig Jahren einmal einen Zwergenaufstand gegeben hat. Jetzt können wir unsere Loyalität beweisen, indem wir Seite an Seite mit den Menschen kämpfen, und uns das volle Bürgerrecht verdienen. Aber bis es so weit ist ...« Der Zwerg klang verärgert und drehte sich weg, um in irgendeiner Kiste herumzuwühlen, als wollte er seine Gefühle verbergen.

Fletcher dachte an die höhnischen Bemerkungen der Einwohner von Pelz, als bekannt wurde, dass nun auch Zwerge in Hominums Heer kämpfen sollten. »Die können ja zwischen meinen Beinen hindurchlaufen, ohne mit dem Kopf meine Eier zu berühren«, hatte Jakob gewitzelt. Die Arme dieses Zwergs hier waren allerdings so dick wie Jakovs Oberschenkel, und sein Brustkorb schien so muskulös zu sein wie der eines Pferdes. Wenn die beiden im Zweikampf gegeneinander anträten, wüsste Fletcher, auf wen er sein Geld setzen würde. Als Verbündete waren die Zwerge bestimmt nicht zu unterschätzen.

»Kennt Ihr eine günstige und sichere Herberge hier in der Gegend?«, fragte Fletcher, um das Thema zu wechseln.

Der Zwerg drehte sich um und drückte ihm verstohlen einen Zettel in die Hand. »Es gibt eine, die ist gar nicht weit von hier. Zwerge sind dort willkommen, sie heißt ›Zum Amboss‹. Vielleicht weiß da jemand Arbeit für dich. Sag, Athol schickt dich. Du gehst einfach diese

Straße weiter und biegest an der dritten Kreuzung rechts ab. Kannst es gar nicht verfehlen.« Er schenkte Fletcher noch ein aufmunterndes Lächeln, dann wandte er sich dem nächsten Kunden zu.

Fletcher ging los und faltete den Zettel auseinander. Ein Amboss war darauf abgedruckt. Da fiel ihm ein, dass er sich gar nicht bei seinem Wohltäter bedankt hatte. Als er kehrtmachte, um es nachzuholen, sah er die drei finsternen Gestalten aus dem Wirtshaus die Straße entlangkommen. Sie erkannten ihn sofort, und Fletcher rannte los. Einige Passanten schauten ihm verwundert hinterher, und ein junger Edelmann, der eine elegante Dame am Arm führte, verpasste ihm glatt eine Ohrfeige, weil er seine weibliche Begleitung im Vorbeilaufen gestreift hatte.

Kurz bevor er die Abzweigung zu der Herberge erreichte, versperrten zwei Gespanne den Weg. Die Pferde wieherten, und die Kutscher schrien einander im Streit an. Mit einem Fluch bog Fletcher in eine kleine Gasse ab. Schlagartig wurde es stiller um ihn herum, und er war froh, dem Gedränge auf der Hauptstraße entkommen zu sein. Außer ihm war hier niemand, die Geschäfte zu beiden Seiten hatten bereits geschlossen. Fletcher blieb ruckartig stehen, während sein Herz raste: Die Straße war eine Sackgasse.

15

FLETCHER NUTZTE DIE ZEIT, bis die Diebe ihn erreichten, um den Dämon aus seiner Kapuze zu locken. Der Kleine spürte Fletchers Anspannung und krallte sich aufgeregt an seiner Schulter fest.

»Halt dich bereit, mein Freund. Wir bekommen gleich Ärger«, flüsterte Fletcher, legte einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens und kniete sich hin, um besser zielen zu können.

Seine Verfolger kamen um die Ecke und blieben stehen.

»Zurück, oder ich schieße dir einen Pfeil ins Auge. Es macht mir nichts aus, einem Taschendieb wie dir das Licht auszublasen«, sagte er zu dem größten der drei.

Der Mann grinste und ließ seine gelben Zähne sehen. »Das bezweifle ich auch gar nicht, aber wir sind keine Taschendiebe, sondern eher Halsabschneider, wenn du weißt, was ich meine«, höhnte er und zeigte Fletcher seinen Krummdolch. »Wir woll'n nur deine Börse, dann verschwinden wir wieder. Keinem passiert was.«

Der Kerl ging auf Fletcher zu. Als er bis auf drei Meter heran war, spie der Wichtel ihm einen Feuerstrahl entgegen, der nur eine Handbreit vor seinem Gesicht endete und ihn rückwärts gegen seine Kumpane taumeln ließ.

»Ich mein es ernst! Macht kehrt, oder ihr werdet es bereuen!«, rief Fletcher mit zitternder Stimme und blickte verstohlen auf die Fenster der Häuser ringsum. Hörte ihn denn niemand? Jemand musste doch die Pinkertons rufen. Es konnte einfach nicht sein, dass er es bis nach Corcillum geschafft hatte, um dann in der ersten Nacht in einer dunklen Gasse die Kehle aufgeschlitzt zu bekommen.

»Ah, ein Bändiger. Gehst wohl auf die Dämonenakademie, was? Du gehörst längst ins Bett, wenn du mich fragst«, erwiderte der Dieb und klopfte sich den Ruß von den Kleidern.

»Verschwindet!«, wiederholte Fletcher. Sein kleiner Beschützer konnte offensichtlich nicht beliebig weit Feuer spucken. Er wollte es lieber nicht drauf ankommen lassen.

»Schön, du hast mir gezeigt, was du draufhast. Jetzt zeige ich dir, was ich draufhabe«, erklärte der Dieb und zog seine Pistole. Er richtete sie auf Fletchers Brust und kam erneut näher.

Fletcher erschrak so sehr, dass er um ein Haar die Sehne losgelassen hätte.

»Was meinst du, wer erreicht sein Ziel schneller: dein Pfeil oder meine Kugel?«, fragte der Mann unbeeindruckt.

Fletcher musterte die Pistole. Es war ein hässliches, abgewetztes Ding mit rostigem Lauf. »Sieht nicht so aus, als ob deine Pistole allzu genau schießen würde«, erwiderte er und machte einen Schritt zurück.

»Hmm, da hast du wohl recht. Aber selbst wenn ich vorbeischieße und dein Pfeil trifft, kriegen dich meine beiden Freunde und schneiden dir die Kehle durch. Wir können beide sterben, oder wir machen es uns nich' unnötig schwer, und du gibst mir einfach deine Börse. Gegen eine Pistolenkugel wird dir dein Dämon nich' viel helfen, und deine Beschwörungskünste auch nich'«, entgegnete der Kerl, ohne mit der Wimper zu zucken.

Fletcher hatte das Gefühl, dass der Dieb diese Tour nicht zum ersten Mal versuchte. »Darauf lasse ich es ankommen«, sagte er und ließ die Sehne los. Ein Knall ertönte, Rauch schoss aus dem Pistolenlauf, und Fletcher hörte ein Krachen ganz in der Nähe seiner Brust. Blitze zuckten über sein Gesichtsfeld, dann schlug er rücklings hin, spürte aber keinen Schmerz. Vielleicht kam das erst später. Er hörte den Dämon neben seinem Ohr kreischen und sah noch im Fallen, wie der Dieb mit einem Pfeil im Schädel zu Boden ging. Seine beiden Kumpane standen da wie angewurzelt; sie hatten nicht damit gerechnet, dass Fletcher tatsächlich schießen würde.

»Falsch!«, ertönte eine Stimme vom Ende der Gasse. »Mit Beschwörung kann man sehr viel ausrichten. Sich mit unsichtbaren Schil-

den schützen, beispielsweise.« Es war der Offizier mit der Narbe im Gesicht, den Fletcher im Wirtshaus gesehen hatte. Er baute sich vor den beiden noch verbliebenen Dieben auf. Aus dem Schummerlicht hinter ihm kam ein tiefes Knurren, und zwar so durchdringend, dass Fletcher es in der Magengrube spürte.

»An eurer Stelle würde ich jetzt das Weite suchen«, sagte der Offizier.

Der Mann hatte kaum zu Ende gesprochen, da waren die beiden auch schon um die Ecke verschwunden, doch sie kamen nicht weit: Fletcher hörte ein Fauchen, gefolgt von zwei erschrockenen Aufschreien, die in einem entsetzlichen Gurgeln endeten.

Das war knapp, dachte er noch, da streckte der Offizier ihm schon die Hand entgegen. »Steh auf«, sagte er. »Dir fehlt nichts. Meine Schilde haben dich geschützt.«

Fletcher ergriff die erstaunlich weiche Hand des Mannes und ließ sich auf die Beine ziehen. Als er seine Brust befühlte, fand er nicht die Spur einer Verletzung. Er sah lediglich eine Art Scheibe vor sich schweben. Sie war oval und mit bloßem Auge kaum zu erkennen. In der Mitte hatte sie einen Sprung. Als Fletcher sie zu berühren versuchte, verschwand die Scheibe. Da fiel sein Blick auf die am Boden liegende Kugel – der Aufprall hatte sie so flach gedrückt wie eine Münze.

»Folge mir«, sagte der Offizier und ging los, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Fletcher überlegte kurz, dann zuckte er die Achseln. Immerhin hatte ihm der Mann das Leben gerettet, also gehorchte er ohne weitere Fragen.

Unterdessen kletterte der Wichtel auf Fletchers Rücken und verschwand wieder in der Kapuze, ebenso erschöpft von der unerfreulichen Begegnung wie sein Meister. Fletcher war erleichtert, denn der Offizier hatte seinen Dämon die ganze Zeit über mit eigenartigem Blick angestarrt.

»Sacharissa!«, bellte sein Lebensretter nun. Eine dunkle Silhouette löste sich aus dem Zwielflicht und beschnupperte die Hand des Offiziers. Der schüttelte angewidert den Kopf und wischte sich mit einem Taschentuch das Blut von den Fingern, mit dem die Kreatur sie vollgesabbert hatte.

Als Fletcher einen Blick riskierte, sah er ein hundeähnliches

Geschöpf mit vier Augen. Neben den inneren beiden saßen links und rechts etwas erhöht noch zwei kleinere. Die krallenbewehrten Pfoten erinnerten Fletcher eher an eine Katze. Das Fell war schwarz wie die Nacht, entlang der Wirbelsäule erstreckte sich ein Mähnenkamm, und der buschige Schwanz ließ Fletcher an einen Fuchs denken. Das Vieh war so groß wie ein Pony und reichte ihm bis über die Brust. Bis jetzt hatte er geglaubt, alle Dämonen wären so klein wie seiner, aber auf diesem hier hätte er glatt reiten können. Als er dann auch noch die mächtigen Muskeln des Dämons sah, empfand er beinahe Mitleid mit den beiden toten Banditen.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem groß gewachsenen Offizier an seiner Seite zu. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein und schien schon einiges durchgemacht zu haben. Der Anblick der Narbe in seinem Gesicht ließ Fletcher unwillkürlich an blutige Schlachten, Pfeilhagel und das Geklirr von Schwertern denken.

Die Straßen leerten sich bereits, und als sie von der Hauptstraße abbogen, waren sie vollkommen allein.

»Was für ein Dämon ist das?«, erkundigte sich Fletcher, um das unangenehme Schweigen zu brechen.

»Ein Canid. Hättest du im Unterricht aufgepasst, wüsstest du das. Es war bestimmt der erste Dämon, den ihr durchgenommen habt, und auf jeden Fall ist er bei Weitem der häufigste. Du bist also nicht nur ein Schulschwänzer, sondern auch noch ein Dummkopf! Wären wir nicht auf jeden noch so nichtsnutzigen Schüler angewiesen, würde ich dich unverzüglich von der Akademie ausschließen.«

»Ich bin nicht auf der Akademie. Ich bin erst heute Morgen hier angekommen«, verteidigte sich Fletcher ungehalten.

Der Offizier blieb ruckartig stehen. Der Blick des milchigen Auges ließ Fletcher das Blut in den Adern gefrieren. »Alle Bürgerlichen, die der Beschwörung mächtig sind, wurden von den Inquisitoren bereits letzte Woche hergebracht«, erklärte er. »Wer bist du, wenn du nicht in dieser Gruppe warst? Etwa ein Adliger? Und wer hat dir den Dämon gegeben?«

»Niemand. Ich habe ihn selbst herbeigerufen«, antwortete Fletcher verwirrt.

»Ach, ein Lügner bist du also auch noch!«, knurrte der Offizier und ging schweigend weiter.

»Bin ich nicht!«, rief Fletcher und zupfte ihn am Mantel.

Schneller, als Fletcher reagieren konnte, wirbelte der Mann herum, packte ihn an der Kehle und drückte ihn gegen die Wand. Fletchers Wichtel stieß ein Fauchen aus, aber Sacharissas Knurren ließ ihn sogleich wieder verstummen.

»Wage es nicht noch einmal, mich anzufassen, du eingebildeter kleiner Pinsel. Ich habe dir gerade das Leben gerettet, und du dankst es mir mit einer Lüge nach der anderen! Jedes Kind weiß, dass ein Bändiger seinen ersten Dämon von jemand anderem bekommt, weil er selbst noch gar nicht in der Lage ist, einen zu fangen. Wenn du das nächste Mal den Mund aufmachst, behauptest du wahrscheinlich, du wärst einfach in den Äther spaziert und hättest dir einen ausgesucht wie im Süßwarengeschäft! Ich frag dich jetzt noch einmal: Wer hat dir den Dämon gegeben?«

Fletcher zappelte hilflos mit den Beinen in der Luft und rang verzweifelt nach Atem, da fiel ihm ein Name ein. »James Baker«, keuchte er.

Der Mann setzte ihn wieder ab und strich verlegen seine Uniform glatt. »Es tut mir leid, dass ich mich meinem Zorn so hingeeben habe«, entschuldigte er sich und musterte betroffen die Striemen, die seine Finger an Fletchers Hals hinterlassen hatten. »Der Krieg setzt meinem Gemüt zu, aber ich werde es wiedergutmachen. Ich bezahl dir ein Zimmer in meiner Herberge und werde dich morgen früh mit einem der Proviantwagen zur Akademie schicken. Mein Name ist Arcturus. Und deiner?« Er hielt Fletcher ein zweites Mal die Hand hin.

Fletcher schüttelte sie dankbar. Sein Groll war sofort verflogen, als Arcturus die Akademie erwähnte. Das Ausbildungszentrum der Schlachtmagier war ein Ort der Legenden und genauso alt wie Hominum selbst. Kein Außenstehender wusste, was hinter den Mauern vor sich ging, nicht einmal die Soldaten, die Seite an Seite mit den Dämonenbändigern kämpften. Arcturus' Einladung war weit mehr, als er sich erträumt hätte.

»Ich heiße Fletcher. Und nichts für ungut. Hättet Ihr mich nicht

gerettet, würde mein Hals jetzt weit schlimmer aussehen. Ich bekam meinen Dämon auf recht ungewöhnliche Weise, deshalb habe ich so verwirrt auf Eure Frage reagiert. Wenn Ihr mich lasst, werde ich Euch alles genau erzählen«, antwortete Fletcher und rieb sich den schmerzenden Hals.

»Gut, berichte mir beim Abendmahl. Du bist selbstverständlich eingeladen. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, war dieser James Baker kein besonders begnadeter Beschwörer. Ausgerechnet einen seltenen Salamander zu fangen hätte seine Fähigkeiten gewiss überstiegen. Andererseits, falls es ihm doch gelungen sein sollte, hätte es ihm ähnlich gesehen, das vor allen zu verheimlichen«, überlegte Arcturus laut und ging weiter die Straße entlang.

»Mein Dämon ist also ein Salamander?«, fragte Fletcher und betrachtete seinen Wichtel. Arcturus erwiderte nichts und hielt auf den Eingang einer teuer aussehenden Gaststätte zu. Sofort lief Fletcher das Wasser im Mund zusammen, und er musste grinsen. Heute Abend würde er sich zuerst ein Festmahl gönnen und danach ein heißes Duftbad, in dem er seine Sorgen für eine Weile vergessen konnte. Und morgen ging es an die Akademie!

16

SEHR VIEL MEHR BEKAM FLETCHER an diesem Abend nicht mehr aus Arcturus heraus. Der Offizier stand zu seinem Wort, lud ihn auf eine Nierenpastete ein und hörte sich Fletchers Geschichte an. Didric erwähnte er natürlich nicht. Er hatte kaum geendet, da entschuldigte sich Arcturus auch schon und verschwand in seinem Zimmer. Aber das machte Fletcher nichts aus – er nahm ein dampfendes Bad und legte sich anschließend mit vollem Bauch in das mit Seide bezogene Bett. Selbst der Wichtel hatte ein frisches Steak bekommen, das er binnen weniger Augenblicke verschlungen und danach enttäuscht die leere Schüssel beschnuppert hatte. Wenn sich Arcturus all diesen Luxus leisten konnte, war ein Leben als Dämonenbändiger sicher nicht das schlechteste.

Am Morgen wurde Fletcher von einem ungeduldigen Kerl geweckt, der behauptete, er habe den Auftrag, ihn zur Akademie zu bringen. Er scheuchte Fletcher auf die Straße, wies ihm einen Platz vorn auf dem Kutschbock zu und sagte immer wieder, sie müssten sich verflucht beeilen, damit er seine aus Obst und Gemüse bestehende Lieferung rechtzeitig abliefern konnte.

Die Fahrt dauerte über zwei Stunden, doch der Kutscher reagierte nicht auf Fletchers Versuche, sich mit ihm zu unterhalten. Er war viel zu konzentriert auf den Verkehr, also musste sich Fletcher die Zeit anders vertreiben. Den Wichtel setzte er sich stolz auf die Schulter und genoss die neugierigen Blicke der Passanten. Arcturus hatte Sacharissa schließlich auch nicht versteckt – was sprach also dagegen?

Wenn Fletcher versuchte, sich die Akademie vorzustellen, schwankte

das Bild vor seinem inneren Auge zwischen einem prächtigen Palast und einem trostlosen Exerziergelände. Er wusste einfach zu wenig über das, was ihn erwartete, und seine Aufregung wurde mit jeder Umdrehung der Wagenräder größer.

Als sie dann die Südgrenze Hominums und den dortigen Dschungel erreichten, hörte er in der Ferne schon das Donnern der Kanonen. Die unbefestigte Straße, die sie hergeführt hatte, war noch von grünen Feldern gesäumt gewesen, doch hier schien das Land vom Krieg gezeichnet. Der Boden war zerfurcht, es wuchs nur noch Unkraut.

»Dort ist die Feste«, sagte der Kutscher und brach endlich sein Schweigen. Er deutete auf eine mächtige Erhebung ein Stück voraus, die von dichtem Nebel verhangen war. Sie hatten sich in eine Kolonne von Wagen eingereiht, die schwere Fässer voll von Schießpulver und Schrot für die Musketen geladen hatten.

»Was ist eine Feste? Wohnt dort der König?«, erkundigte sich Fletcher.

»Nein, Junge. Dort ist die Dämonenakademie. Der König residiert in seinem Palast im Zentrum von Corillum«, antwortete der Kutscher und warf Fletcher einen irritierten Blick zu.

Doch Fletcher hörte schon gar nicht mehr hin, sondern staunte mit offenem Mund, als ein heftiger Windstoß den Nebel auseinandertrieb. Die Feste war genauso groß wie die Bärenzahngipfel. Die Burg hatte die Form eines gigantischen Würfels und bestand aus grau gesprenkeltem Granit. Die vielen Terrassen und Balkone auf den verschiedenen Stockwerken ließen sie ein wenig wie eine dekorierte Hochzeitstorte aussehen. An jeder Ecke ragte ein runder, zinnenbewehrter Turm mindestens hundert Meter hoch in den Himmel. Das Wasser in dem fünf Schritt breiten und an beiden Seiten von einer steilen Böschung eingefassten Burggraben war so trüb wie eine Pfütze. Die Zugbrücke hatte man heruntergelassen, aber die Wagen mit der Munition fuhren alle weiter in die Richtung, aus der der Lärm des Kanonenfeuers erscholl.

Im Näherkommen sah Fletcher, dass die Mauern der Festung dicht mit Flechten und Moos bewachsen waren – eine Spur der Jahrhunderte, die das Bauwerk bereits auf dem Buckel hatte. Das Holz der Zugbrücke knarrte bedrohlich, als der Kutscher die nervösen Pferde

über den Graben lenkte, doch sie schafften es heil auf die andere Seite. Der gesamte Innenhof lag im Schatten der hohen Mauern, nur ganz oben war ein Stückchen freier Himmel zu sehen. Gerade vor ihnen war eine breite Treppe mit halbkreisförmigen Stufen zu sehen, die vor einer mächtigen Doppeltür endeten: der Eingang zur Burg.

Das Getrappel der Hufe hallte noch durch den gepflasterten Innenhof, da kam auch schon ein dicker Mann mit aufgedunsenem rotem Gesicht auf sie zugeschnauft. Zwei nervös dreinblickende Küchenjungen folgten ihm und machten sich sogleich daran, den Wagen zu entladen.

»Wie immer: zu spät. Wenn das noch einmal passiert, werde ich ein Wörtchen mit dem Quartiermeister reden, dass wir einen neuen Lieferanten brauchen. Jetzt bleibt uns nur noch eine halbe Stunde, um das Morgenmahl vorzubereiten«, beschwerte sich der Dicke und zupfte ungehalten an seiner Schürze herum.

»Ich kann nichts dafür, Herr Werter. Ein Offizier hat mich gezwungen, diesen Novizen mitzunehmen. Der Umweg hat mich eine halbe Stunde gekostet. Los, Junge, sag's ihm«, sprudelte der Kutscher drauflos und stupste Fletcher mit dem Ellbogen an.

Fletcher nickte nur stumm. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, seine neue Umgebung zu bestaunen.

»Na gut. Ich will es dir noch mal durchgehen lassen, aber ich werd dich im Auge behalten«, sagte Werter, den Blick auf Fletcher und vor allem auf den Dämon auf seiner Schulter gerichtet.

Während die Gehilfen die letzten Kisten vom Wagen luden, kletterte Fletcher vom Kutschbock und sah sich unsicher um. Der Kutscher fuhr los, ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, so eilig hatte er es, die nächste Lieferung aufzunehmen.

»Weißt du, wo du hinmusst, Bursche?«, fragte Werter schon etwas freundlicher. »Ein Adliger bist du nicht, so viel ist mal klar. Die Bürgerlichen sind schon seit einer ganzen Woche hier, und die Schüler im zweiten Jahr kenne ich alle. Also musst du ein Neuer sein. Wolltest du erst nicht an die Akademie und hast es dir dann anders überlegt?«

Fletcher wusste nicht recht, was er antworten sollte. »Arcturus schickt mich ...«, sagte er nur.

»Ah, verstehe. Dann bist du einer von diesen Sonderfällen. Zwei davon haben wir hier schon«, erwiderte Werter geheimnisvoll. »Aber die sind noch sonderbarer als du, das kann ich dir verraten. Passiert nicht oft, dass ein Schlachtmagier einen Novizen herschickt«, sprach Werter weiter und trat einen Schritt näher, um den Salamander auf Fletchers Schulter genauer zu betrachten. »Normalerweise machen das die Inquisitoren. Schließlich braucht jeder neue Schüler einen Dämon, und die Schlachtmagier können sich kaum leisten, ihnen einen zu geben. Sie brauchen sie alle an der Front. Eigenartig, dass Arcturus dir ausgerechnet einen so seltenen mitgegeben hat. So einen hab ich noch nie gesehen!«

»Muss ich ... mich bei irgendjemandem melden?«, fragte Fletcher. Er wollte diesen Koch loswerden, bevor er noch unangenehme Fragen stellte. Je mehr Leute wussten, wie Fletcher an seinen Dämon gekommen war, desto wahrscheinlicher wurde es, dass man in Pelz erfuhr, wo er sich mittlerweile aufhielt.

»Du hast Glück. Die Ausbildung fängt erst morgen an, also hast du noch nichts versäumt«, erwiderte Werter. »Die Adligen treffen erst heute Abend hier ein. Sie verbringen die letzte Woche meistens in Corcillum. Dort haben sie's bequemer. Und was die Lehrer betrifft, die kommen morgen Vormittag direkt von der Front. Also sprichst du am besten mit unserem Vorsteher. Er ist der einzige Bändiger, der nicht mindestens die Hälfte des Jahres auf dem Schlachtfeld verbringt. Geh einfach durch diese Flügeltür da und frag einen der Diener, wo du ihn findest. Wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich muss das Frühstück vorbereiten.« Werter drehte sich zackig um und watschelte davon.

Obwohl er seinen Dämon dabei hatte, fühlte sich Fletcher nicht, als gehöre er hierher. Das geschichtsträchtige Gemäuer verbreitete eine Atmosphäre von Überfluss und Reichtum. Für einfache Menschen wie ihn war hier kein Platz.

Er erklimmte die breiten Stufen und stemmte die Tür auf. Er wollte den Vorsteher noch vor dem Frühstück sprechen und sich möglichst schnell im Speisesaal einfinden, um seine neuen Mitschüler kennenzulernen. Die zwei Wochen ohne Ansprache, die er auf dem Weg hierher verbracht hatte, waren genug.

Fletcher betrat die riesige Vorhalle und sah zwei weitere Treppen links und rechts, die nach oben führten. Insgesamt waren es fünf Stockwerke. Das Dach wurde von mächtigen Eichenholzbalken gestützt, im Zentrum erhob sich eine Glaskuppel, die neben den an den Wänden knisternden Fackeln zusätzliches Licht spendete. Am gegenüberliegenden Ende der Halle befand sich eine weitere Doppeltür, über die sich ein prächtig verzierter Rundbogen spannte. Hunderte unterschiedlicher Dämonen waren in den Stein gemeißelt, einer fantastischer als der andere. Die Detaillierung war unglaublich, die Augen der Wesen wurden durch farbige Edelsteine dargestellt, die im hereinfallenden Sonnenlicht glitzerten.

Ein junger Diener, der gerade damit beschäftigt war, den Marmorboden zu wischen, beäugte missbilligend Fletchers verdreckte Stiefel.

»Weißt du, wo ich den Vorsteher finde?«, fragte Fletcher und tat so, als bemerke er die Abdrücke nicht, die er auf den noch feuchten Fliesen hinterließ.

»Ich werd dich hinbringen, sonst findest du es nie«, antwortete der Diener mit einem Seufzen. »Komm schon. Ich hab noch jede Menge zu tun, bis die Adligen hier sind, also trödeln wir nicht lange rum.«

»Danke. Ich heiße Fletcher, und du?«

Der Diener sah ihn verwundert an, dann schüttelte er freudestrahlend Fletchers Hand. »Das hat mich noch nie ein Novize gefragt. Danke«, erwiderte er. »Mein Name ist Jesper. Wenn du dich beeilst, kann ich dir gleich danach die Zimmer zeigen und deine Sachen in die Waschküche bringen. Nimm's mir nicht übel, aber deine Kleider riechen, als könnten sie's gebrauchen.«

Fletcher wurde rot. Nach dem herrlichen Bad gestern Abend hatte er ganz vergessen, dass seine Kleidung immer noch nach Schafdung stank.

Jesper führte ihn über die östliche Treppe in den ersten Stock und dort einen Korridor entlang. An den Wänden standen Rüstungen, Piken, Schwerter und noch allerlei andere Waffen aus dem letzten Orkkrieg aufgereiht. Alle paar Schritte hing das Gemälde einer historischen Schlacht. Fletcher hätte sie sich gern genauer angesehen, doch Jesper scheuchte ihn weiter. Sie kamen an einer Reihe Vitrinen

mit großen Glaskolben vorbei, in der grünen Flüssigkeit darin waren Dämonen konserviert.

Schließlich verlangsamte Jesper seinen Schritt und deutete auf einen riesigen Morgenstern an der Wand. Die steinernen Dornen, die aus der Keule ragten, waren so groß wie Pfeilspitzen.

»Der hat dem Häuptling der Amanye-Orks gehört. Er wurde in der Schlacht an der Watfurt-Brücke erbeutet. Unser Vorsteher persönlich hat den Häuptling getötet«, erläuterte Jesper stolz. »Er ist ein beeindruckender Mann, unser Vorsteher, und streng wie ein Richter. Sei auf der Hut, wenn du mit ihm sprichst. Schau ihm immer in die Augen und antworte stets höflich. Rückgratlosigkeit und Unverschämtheit kann er nicht ausstehen.«

Jesper trat vor eine große Tür und schlug mit der Faust dagegen.

»Herein!«, ließ sich eine volltönende Stimme von drinnen hören.

17

IM VERGLEICH ZU DEN KÜHLEN FLUREN war es in dem düsteren Raum drückend heiß. In einer Ecke brannte ein kleines Feuer, dessen Funken vom Zug des Kamins sogleich nach oben gesaugt wurden.

»Schließ die verdammte Tür! Ist verflucht kalt da draußen«, dröhnte die Stimme.

Fletcher gehorchte eilig. Den Sprecher konnte er nur schemenhaft erkennen. Er saß hinter einem dunklen Schreibtisch in der Mitte des Raums.

»Komm näher, lass dich mal ansehen. Und nimm die Kapuze ab. Weißt du nicht, dass sich das drinnen nicht gehört?«

Fletcher stolperte vor und zog sich die Kapuze vom Kopf. Sein Salamander blickte sich misstrauisch um.

Mit einem Brummen entzündete der Vorsteher eine Öllampe auf seinem Tisch. Im Schein der Flamme sah Fletcher ein Walross von einem Mann mit weißem, gezwirbeltem Schnauzbart und dicken Koteletten, die zusammen beinahe das gesamte Gesicht verdeckten. »Das ist mal ein seltener Dämon, den du da hast! Selbst ich hab erst einen von der Sorte gesehen, und das war auf der anderen Seite.« Er hielt sich ein Monokel vors Auge und begutachtete den Wichtel, der sich sogleich hinter Fletchers Kopf verkroch.

»Sehr empfindlich, diese Kleinen, aber stark. Wer hat ihn dir gegeben? Normalerweise bin ich unverzüglich davon zu unterrichten, wenn es einem Bändiger gelingt, einen Dämon zu beschwören, der nicht zu den üblichen Spezies gehört«, polterte der Vorsteher.

»Arcturus schickt mich«, erwiderte Fletcher in der Hoffnung, dass das Antwort genug war.

»Du hast ihn beeindruckt, wie? Ist schon ziemlich lange her, dass ein Schlachtmagier einen Novizen hergeschickt hat. Zwei Jahre, wenn mich nicht alles täuscht. Hast Glück gehabt. Die meisten Bürgerlichen bekommen am Anfang einen weit schwächeren Dämon. Kerfe, normalerweise, die sind leicht zu fangen. Wenn wir einen neuen brauchen, muss ihn einer der Schlachtmagier besorgen. Sie tun es nicht gern, aber anders funktioniert das nun mal nicht. Wie auch immer, ich werd mich wohl ein wenig mit Arcturus unterhalten müssen... über deinen Dämon.«

Fletcher nickte stumm.

»Lass das Nicken sein«, bellte der Vorsteher. »Es heißt: Ja, Herr Vorsteher Scipio!«

»Ja, Herr Vorsteher Scipio«, wiederholte Fletcher wie ein Papagei und bemühte sich, möglichst gerade zu stehen.

»Schon besser. Was willst du von mir?«, fragte Scipio und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Ich möchte an die Akademie, Herr, und ein Schlachtmagier werden«, antwortete Fletcher.

»Nun, du bist ja schon hier, oder nicht? Jetzt mal fort mit dir. Die Einschreibung ist morgen, dann kannst du es offiziell machen«, erklärte Scipio knapp und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, dass er entlassen war.

Fletcher eilte zurück auf den Flur und achtete darauf, die Tür diesmal sofort hinter sich zu schließen. Er war sprachlos. Es war so einfach gewesen, alles geschah wie von selbst. Zum ersten Mal in seinem Leben schien das Glück auf seiner Seite zu sein.

Jesper wartete bereits gespannt. »Alles in Ordnung?«, erkundigte er sich und führte Fletcher zur Treppe zurück.

»Sogar noch viel besser als bloß in Ordnung. Ich darf der Akademie beitreten!«, antwortete Fletcher mit einem Grinsen.

»Überrascht mich nicht. Wir brauchen jeden Bändiger, den wir bekommen können. Deswegen läuft hier jetzt vieles anders. Seit Neuestem gibt es auch Mädchen an der Akademie, Nicht-Adlige und

sogar ... Na, du wirst es ja bald selbst sehen. Ich will lieber nicht vorgeifen«, murmelte Jesper.

Fletcher beschloss, nicht neugierig zu sein, und konzentrierte sich lieber darauf, auf der spärlich beleuchteten Treppe nicht zu stolpern. »Fackeln und Kaminfeuer gibt es nicht allzu viele hier«, merkte er an, während sie die Stufen erklommen.

»Nein, sie sparen, wo sie nur können. Richtig geheizt wird erst, wenn die adligen Novizen eintreffen. Für sie muss alles ganz vorzüglich sein, sonst beschwerten sie sich bei ihren Eltern. Die Hälfte von ihnen sind verzogene kleine Gecken, aber manche sind auch richtig nett«, keuchte Jesper und blieb stehen. Sie hatten das fünfte und letzte Stockwerk erreicht. Fletcher fiel auf, dass Jesper noch dünner war als er selbst. Das dunkelbraune Haar ließ seine helle Haut auch blasser erscheinen, sodass er beinahe krank aussah.

»Geht es dir nicht gut?«, fragte Fletcher.

Jesper hustete. Sein Atem ging rasselnd. »Ich habe immer fürchterliches Asthma, deshalb kann ich auch kein Schlachtmagier werden. Aber ich möchte etwas für mein Land tun, also arbeite ich hier als Diener. Ich komme schon zurecht, gib mir nur einen Moment«, antwortete er mit pfeifender Lunge.

Fletcher betrachtete Jesper mit neuem Respekt. Pelz lag so weit abseits von den großen Städten, dass ihn die Angelegenheiten Hominius nie sonderlich interessiert hatten, aber er bewunderte es, wenn andere sich für ihr Land engagierten. »Ich habe Scipios Dämon gar nicht gesehen. Was hat er denn für einen?«, erkundigte er sich, um Jesper noch etwas Zeit zum Erholen zu geben.

»Gar keinen. Früher hatte er einen Felid, aber der ist jetzt tot. Es heißt, es brach ihm das Herz, als er gestorben ist. Inzwischen lehrt er nur noch und leitet die Akademie.«

Fletcher fragte sich, wie so ein Felid aussehen mochte. Die Bezeichnung klang, als handelte es sich um eine Art Katze.

Über einen schummrigen Flur gingen sie weiter, bis sie eine Wendeltreppe erreichten. Jesper warf Fletcher einen gequälten Blick zu.

»Keine Sorge, ab hier komme ich allein zurecht. Sag mir nur, wo ich hinmuss«, erklärte Fletcher.

»Den Göttern sei Dank. Die Unterkünfte der Bürgerlichen sind ganz oben im Südostturm. Du kannst es gar nicht verfehlen. Ich werde später jemanden schicken, der deine Wäsche holt. In jedem Zimmer liegt eine Uniform bereit, probier ein paar davon an, irgendeine wird schon passen. Hauptsache, du stinkst nicht gleich am ersten Tag«, erwiderte Jesper und machte sich eilig auf den Rückweg.

Fletcher verkniff sich die Frage, die ihm gleich in den Sinn gekommen war: *Warum wurden die Bürgerlichen auf einem eigenen Stockwerk untergebracht?* Mit einem Achselzucken machte er sich an den Aufstieg. So, wie die Türme von draußen ausgesehen hatten, hatte er einen langen Weg vor sich.

Auf jedem Absatz öffnete sich die Treppe zu einem großen, runden Raum, in dem alte Tische, Stühle, Bänke und anderer Kram herumstanden. Der Wind piffte durch die Schießscharten in der Wand und ließ Fletcher so kalt werden, dass er seine Kapuze wieder aufsetzte. Als er das Gefühl hatte, bereits die tausendste Stufe erklommen zu haben, hörte er von oben eine Stimme.

»Warte, einer von den Dienern kommt gerade die Treppe rauf. Ich glaube, es gibt Frühstück!«

Der Akzent des Jungen klang, als wäre er auf dem Land aufgewachsen, so wie Fletcher. Unwillkürlich musste er an Pelz denken.

»Gut, ich bin nämlich schon am Verhungern! Hoffentlich müssen wir nicht wieder die ganze Zeit still sein wie beim letzten Mal«, stimmte ein Mädchen mit ein.

»Bestimmt nicht. Das mussten wir nur, weil der alte Scipio mit im Saal war. Aber er hat da so gefroren, dass er uns kaum noch einmal die Ehre erweisen wird«, erwiderte der Junge.

Endlich war Fletcher oben. Er bog um eine letzte Ecke und wäre beinahe mit einem Jungen zusammengestoßen, der das hellblonde Haar und die rötliche Haut eines Nordländers hatte.

»Hoppla, tut mir leid«, sagte der Blondschoopf. »Da hab ich mich wohl zu früh gefreut. Lass mich dir mit deiner Tasche helfen.«

Fletcher nahm seinen Beutel von der Schulter, und der Junge trug sie zu einer langen Tafel in der Mitte des Raums.

»Rori Kupfer, zu deinen Diensten«, sagte er und streckte Fletcher

die Hand entgegen. »Willkommen in unserem bescheidenen Zuhause.«

Der Raum war halbkreisförmig und hatte eine hohe Decke. An der geraden Wand sah Fletcher zwei Türen. Ringsum hingen Porträts von grimmig dreinschauenden Schlachtmagiern und ihren Dämonen. Der Wind, der durch die Schießscharten blies, war hier sogar noch stärker.

Ein bezauberndes Mädchen mit hellgrünen Augen, wildem rotem Haar und unfassbar vielen Sommersprossen lächelte ihn an. Vor ihr saß ein blauer Käfer auf der Tafel, anscheinend ihr Dämon. Ein zweiter mit schillerndem grünem Rückenpanzer schwirrte mit einem leisen Summen um Roris Kopf herum.

Die Käfer waren so groß, dass sie kaum auf Fletchers Hand gepasst hätten. Es waren die größten Insekten, die er jemals gesehen hatte. Ihr Rückenpanzer glänzte wie ein Harnisch, und die Kauwerkzeuge wirkten, als könnten sie damit ordentlich zubeißen. Fletchers Salamander regte sich prompt, als höre er das Summen ihrer Flügelschläge, schien aber nicht interessiert genug, um unter der Kapuze hervorzukommen.

»Ich bin Genevieve Lewery, und wie heißt du?«, erkundigte sich das Mädchen mit den Sommersprossen.

»Fletcher. Freut mich, dich kennenzulernen. Seid nur ihr zwei hier oben? Ich dachte, wir wären mehr ... Bürgerliche.« Das Wort hörte sich irgendwie seltsam an.

»Ein paar von uns sind schon unten im Speisesaal. Die, die bereits das zweite Jahr hier sind, frühstücken erst später und schlafen noch. Wir wollten hier oben warten, bis die Diener uns rufen, weil das Frühstück bisher immer zu unterschiedlichen Zeiten serviert wurde«, erklärte Genevieve etwas ungehalten. »Als ich herkam, dachte ich auch, wir wären mehr. Aber dieses Jahr gibt es nur fünf Neuzugänge, dich mitgezählt. Andererseits ist das keine Überraschung: Dass es so wenig Bändiger gibt, ist der einzige Grund, warum sie vor ein paar Jahren beschlossen haben, überhaupt Frauen und Mädchen ins Heer mit aufzunehmen ...«

»Wenn wir die anderen beiden auch noch mitzählen, sind wir zu siebt«, mischte sich Rori ein. »Wir haben gehört, wie sie gestern Abend angekommen sind, aber seitdem haben sie ihre Zimmer noch nicht

verlassen. Die haben ja keine Ahnung, was sie verpassen«, fügte er mit einem breiten Grinsen hinzu. »Aber sie werden schon noch kommen. Meinem Witz und Charme konnte bisher keiner widerstehen!«

»Komm wieder runter, du Angeber«, neckte Genevieve und versetzte ihm einen spielerischen Schubser.

Rori zwinkerte Fletcher zu und deutete auf eine der beiden Türen. »Warum stellst du dich ihnen nicht vor? Vielleicht wollen sie ja mit uns frühstücken.«

